Der Verschwinder

Eine Erzählung von hwmueller in 4 Teilen



Widmungen

An Alle, die....!

Mach die Augen nicht zu Schlitzen.
Fixier dich nicht auf kleinste Ritzen.
Mach sie offen, weit und breit.
Diffus erst erscheint das Bild bereit.
(unbekannter Dichter)

Titelbild: Admiralbrücke/Berlin /KI bearbeitet ©brokalhaus

Vademecum:

Grundsätzlich und in der Tat sollte man diese Vorlage nicht so lesen, als wolle man Sinn, Wahrheit oder Erklärung finden können.

Nutze sie wie eine Dusche. Am besten mehrmals!
Versuche nicht jeden Tropfen zu fangen, tauche ein und lass es fließen.

Erst später, ganz plötzlich springt ein Elektron auf eine andere Bahn und du erkennst ein neues Element:
Die Qualität des Wassers
Die Temperatur
Den Härte- und den Säuregrad.

Denn wenn du aufhörst den Sinn zu suchen, wird er dich finden.
So ging es mir beim Schreiben.

hwmueller im Oktober 2026

Impressum: letzte Seite

Coming of Old Age
Der Tragödie erster Teil

1. Der Auftrag

Er stand auf der alten Brücke, jener, die die Neustadt mit der Altstadt verband.

Er konnte sich nicht entscheiden. In welche Richtung weitergehen?

Beide Hände am Geländer, hatte er lange in die Abendsonne geschaut. Nun hatte sich die blaue Stunde aus dem Tag geschält, und das Heimweh nagte an seinen Füßen. Es verlangte nachdrücklich eine klare Entscheidung.

Der Fluss hatte nichts Neues zu berichten. Sein Blick fiel tief ins Leere. Zum Springen war es noch zu früh. Zum Warten könnte es fast zu spät sein.

Er hob den Kopf.

Die Altstadt kannte er. Dort hatte er sich einen guten Namen erarbeitet. Jeder kannte ihn, jeder schätzte ihn. Von der Neustadt dagegen hatte er nicht viel zu erwarten.

Während ein erschöpftes E-Bike vorbei surrte, klammerte sich seine wankende Seele verzweifelt an diesen einen Gedanken: Er hatte alles hinter sich gelassen und musste nur noch diese eine Frage beantwortet wissen: Hatte Gott richtig entschieden? War es wirklich richtig, ihn auf diese Reise zu schicken?

Warum dieser Auftrag, den kein Mensch je erledigen konnte?

„Christus in der Agonie! Ein Sterben für die Unendlichkeit!“

Aber Gott kannte keine Gnade. Er schaute ihm tatenlos zu, wie er zweifelte, verzweifelte.

Bernd las diese Zeilen wieder und wieder. Die Worte ergaben keinen Sinn. Dabei hatte die Geschichte so unkompliziert begonnen.

Er klappte den Laptop zu und beschloss, die Geschichte erst dann weiterzuschreiben, wenn er sich über das Ziel im Klaren war.

Er trank den kalten Kaffee aus, zog seinen Gürtel fest und verließ die Wohnung.

Der Fluss hatte in der vergangenen Nacht viel Geröll in die Stadt getragen. Ein Unwetter hatte gewütet, und noch war der Himmel dunkelgrau. Feuerwehr und THW hatten bereits die ersten Brocken zur Seite geschafft. Der Fluss hatte wieder Fahrt aufgenommen, und das Wasser kehrte aus den Gassen und von den Plätzen zurück ins Flussbett.

Schaulustige standen auf beiden Seiten des Flusses. Altstädter und Neustädter. Die Schneeschmelze, der drohende Untergang der Stadt, verband diese beiden so fremden Kulturen.

Bernd war froh, in einer Stadt zu leben, in der schnell für Ordnung gesorgt wurde, dachte er, während er die Bewegung des riesigen Brockens beobachtete, den der Kran gerade über die Böschung hievte.
Plötzlich fiel ihm auf, welche Ähnlichkeit er selbst mit diesem Brocken hatte.

Er kniff die Augen zusammen und sah: Dieser Findling war im Sturm, bei Blitz und Donner, aus den Bergen herausgebrochen worden, um nun vereinsamt im Tal aus dem Fluss geborgen zu werden.

„Das also war der zündende Gedanke?“, fuhr es ihm durch den Kopf.

„Ja, aber natürlich!“, antwortete eine zweite Stimme.

„Du hast eine Entscheidung getroffen!“, meldete sich wiederum eine dritte.
So ging es immerfort, während eine fremde Kraft ihn in Richtung dieser gefallenen Bergfrucht schob.

Aus dem Zweifel wurden „Vielfel“. Dieser verharrte im Widerstreit mit sich selbst bis zum erschöpfenden Stillstand der Einfältigkeit.

Er wollte nicht zurück an seinen Laptop. Nicht zurück zu seiner fristlosen Biografie.

Er wollte ins Leben.

Etwas zog ihn magnetisch an diesen riesigen Brocken, der ihn penetrant aufforderte, sich näher mit ihm zu beschäftigen.

Silberne Augen, tief im Massiv wie Rosinen in Kuchen. Kristalle.
Sein Blick fixierte den erschöpften Koloss.
Mit jedem Schritt wurde die Anziehung dieser steinernen Naturgewalt stärker.
Sein Herz schlug schneller. Er spürte, wie ein riesiges Du auf ihn zukam.

Seine Stirn hämmerte, und ein Nachgrollen aus den Bergen waberte durch seine Knochen. Nur mit größter Kraft setzte er einen Fuß vor den anderen.

Die Schaulustigen staunten über seinen schwerfälligen Gang, der sich in Zeitlupe dem Felsen näherte.

Ein unbekannter Schmerz durchzog plötzlich seinen Körper. Das Gemurmel der Neu- und Altstädter erhob sich zu einem Raunen und schließlich zu einem Schrei des Entsetzens, als er zitternd den kalten Stein berührte.

* * *

Als er erwachte, saß er wieder vor seinem Laptop. Seine Finger ruhten noch auf der Tastatur.

Man hatte ihn nach seinem Schwächeanfall heim gebracht und an seinen Schreibtisch gesetzt.

Er las noch einmal den Text von morgen.

Vor seinem geistigen Auge sah er sich wieder selbst auf der Brücke, unfähig zu entscheiden, in welche Richtung er weitergehen sollte.
Er wollte diesen inneren Zustand der Unentschlossenen gerade in die Tastatur tippen.

Da schoss es wie ein Geistesblitz aus ihm heraus.

Er löschte begierig alle Zeilen seiner Biografie, die ihn als zaudernden Zweifler darstellen.

Nein!

Jetzt wusste er, was ihm aufgetragen worden war.

Es war seine Bestimmung!

Diese Erkenntnis brachte ihn in eine unvorstellbare Euphorie. Jetzt, da er die Lösung hatte.

Es war das Du! Das andere! Das Gestein!

Eine literarische Ortsbestimmung, die jetzt auf dem Bildschirm Gestalt annahm: Der Todeskampf!

Kurz genoss er die unerwartete Hilfe, dann schrieb er und schrieb, sein Leben schrieb sich wie von selbst:
Er stand auf jener Brücke, welche das Diesseits und das Jenseits verband und strich mit den Fingerspitzen prüfend über das verrostete Geländer. Viele Schlösser hingen wie Treueschwüre ewiger Liebe im Wind. Ohne Zweifel, ohne Arg, nur mit blinder Hoffnung. Die Schlüssel am Grunde des Stromes aber schwiegen.

Da war diese Ahnung, und sein rechter Zeigefinger stockte.
Er wackelte leicht an einem der verschlossenen Versprechen, bis es sich löste. Die eingravierten Namen waren von der Witterung verschlissen.

Mit dem Zeigefinger strich er die Schichten seiner Vergangenheit ab, und verschwommen kamen Name hervor:

Bernd und Erika!

Erika?

Wer war Erika?

Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme.

Hier stockte er. Die zitternde Hand weigerte sich weiterzuschreiben. Er trank einen Kaffee, massierte seine Handgelenke. Jetzt sprach und schrieb ES, auf dem Bildschirm erschien:

„Du musst weitergehen, weitergehen, weiter zum großen Felsen an der Biegung des Flusses. Dort findest du Antwort ...“

Seine Stimme feuerte den Helden seiner Geschichte an: Geh, geh weiter.

Auf dem Bildschirm aber flimmerten die ungewollten Worte: Schlagartig drehte Bernd sich um.

Aber niemand war dort! Er war allein.
Er hatte mit sich selbst gesprochen, während er auf der Tastatur diese Texte in die Stille der Nacht wie besessen in den Laptop hinein hämmerte, vom eigenen Ich getrieben:

Bernd holte tief Luft und blinzelte in das Licht der Laternen, die links und rechts den Fluss säumten.

Eine innere Stimme sagte ihm wieder und wieder, im tiefen Ton der Überzeugung, er müsse dorthin, wo dieser riesige Brocken lag.

“Geh weiter, weiter, dort ...”

Ein Monstrum an Weisheit, geformt vom langen Weg ins Tal.

Niemand hatte diese steinerne Präsenz je gesehen. Alte Geschichten erzählen, dass dieser Fels nur von jenen gesehen werden kann, die zum Grunde ihrer selbst gegangen sind. Fern vom Gebirge, ein Findling!

Ein Nachbar hämmerte gegen die Wand.

Bernd war beim Schreiben so in Ekstase geraten, dass er bei jedem Wort laut aufstöhnte. Er aber ignorierte die Störung und ließ seinen Helden die Brücke verlassen.

“Geh weiter, Fasse Mut!’

Das Schloss mit den Initialen von “Bernd&Erika” in der Faust fest verschlossen, fuhr er fort mit der Geschichte, die sein Leben verändern sollte.
Er schrieb sich, geführt vom Willen zum Dasein.

Seine Finger glühten vor Lust, und das Donnern des Nachbarn rückte in noch weitere Ferne. In dieser faradayschen Glocke der Stille, jenseits der lärmenden

Welt, schrieb er sich wie manisch besessen hinein, hinein in eine sich öffnende Zukunft:
Seine Hände rochen nach Rost und nach dem kalten Schweiß des Flusses.

So ging er nicht Richtung Altstadt, sondern schlug den Weg rechts des Flusses ein, dort, wo die Neustädter verliebt auf den grünen Bänken saßen und sich zärtliche Schmeicheleien zuflüsterten.

Niemand nahm den Fremden wahr.

In der Neustadt waren alle Bewohner Fremde. Heimatvertriebene auf der Durchreise.

Bernd flogen einzelne Worte zu:

Du.

Und.

Ach.

Und wieder Du!

Hier war er richtig.

Ein Du unter Fremden.

2. Die Planung

Bernd warf das nasse Bettzeug schlagartig von sich. Eine falsche Sonne hatte ihn geweckt. Fliegen surrten taktlos durch den Raum.

Er hatte sehr schlecht geschlafen. Ein kräftezehrender Traum hatte das Bett als Schlachtfeld zurückgelassen. Es träumte ihm ein alter Traum, aus frühester Kindheit: Er wollte unbedingt Schriftsteller werden.

Seither klopfte dieses Verlangen gelegentlich, dann aber höchst ungeduldig und heftig an die Kellertür seines Unterbewusstseins.

Letzte Nacht hatte er dafür einen neuen Laptop. Er wollte endlich seine Biografie verfassen. Und diese begann auf der traumhaft schönen alten Brücke. Jener Flussüberquerung zur Neustadt. Ein Teil der Stadt, in dem er nie ging, es hatte sich dafür bisher keine Notwendigkeit ergeben. So blieb diese Überquerung seit frühester Kindheit ein ihm unbekanntes Bauwerk.

In seinem Traum sah der schreibende Bernd sich selbst auf jener Brücke, und dieser wusste weniger, als er spürte, dass etwas Elementares passiert war.

Ein Fest der Intuition.

Von dieser Nachtmahr gerädert, stand das ausgeweidete Bett vor ihm und er fragte sich: Aber was?

Was hatte dieses Alter Ego erkannt?

Er fragte lauter und noch lauter.

Das nächtliche Schlachtfeld ruhte.

Schließlich schrie er:

„Was? Was hast du erkannt? Was?“
Immer noch Stille.

Das verlassene, gekränkte Bett wollte nicht antworten.

Schnell zog er die Bettbezüge ab, stopfte sie in seinen Wäschericksack für den Waschsalon, ging ins Bad, in die Küche, trank seinen Kaffee und zog eine Jacke über.

Er wollte nichts mehr von dem Alptraum wissen.

Mit einem kurzen Blick zum unbeteiligten Laptop zog er just in dem Moment seine Wohnungstür zu, als sich die gegenüberliegende öffnete.

Ein dumpfes Gefühl sagte ihm, dass er jetzt, gerade jetzt, dem Nachbarn Herrn Zange nicht begegnen wollte.

Schnell hatte er die ersten Stufen genommen, da war schon die krächzende Stimme des Nachbarn in seinen Nacken gefahren:

„Hey, Da Vinci, was war denn da los heute Morgen?“

Herr Zange nannte ihn Da Vinci. Weniger, weil er seine Malkünste bewunderte, als vielmehr, weil diese Mischung aus fahlem Humor und voreiligem Bildungsschein ein Beleg für eine gemeinsame, ja, freundschaftliche Augenhöhe sein sollte.

Bernd tat so, als hörte er nichts, und setzte seinen Sturzflug die Treppen hinab mit dem Habitus eines Menschen fort, der sich im Amoklauf der Geschäftigkeit befand.

„Was?“, hallte es durch das mit abgestandenen Essensgerüchen geschwängerte Treppenhaus.

„Was?“

Diesmal klang es nach einem Befehl: “Stopp!” So hart und voller Schuldzuweisung. Mit dem fiesen Sound der unverdienten Autorität eines Hausmeisters, der Kinder beim verbotenen Ballspielen im Hof ertappt, kam das weitere „Was?“ wie eine letzte Drohung daher.

Bernd erstarrte zu einer Salzsäule, und blanke Furcht hielt ihn davon ab, sich diesem Höhlenmenschen zuzuwenden.

Schon glaubte Bernd die Grüße aus Solingen in seiner Brust zu spüren, da fasste eine klebrig große Hand nach seiner Schulter und umschlang diese mit einer besitzergreifenden Umarmung.

„Was? Lieber Da Vinci, was war denn das für ein erbärmliches Geschrei heute Morgen? Und widerliche Gestöhne letzte Nacht? Hm?!“

Zanges Atem näherte sich ihm auf gefährliche Weise.

„Was?“, hauchte er mit der Fürsorglichkeit eines Henkers. „Haben Sie da immer wieder geschrien? Hm? Geht es Ihnen nicht gut? Brauchen Sie etwa Hilfe?“

Er heuchelte offensichtlich Besorgnis.

„Plagt Sie gar eine schwere Krankheit?“

„Nein, nein, nein!“, kam es dünn von den Lippen des Umklammerten, auf die er sich sogleich biss, nachdem ein ihm fremder Impuls nachschub:

„Ganz im Gegenteil, Herr Kneif.“

Erst im Zufallen der Haustür nahm Bernd wahr, dass er dem Hobbyspion durch diese übergriffige, aber durchaus witzige List entkommen war.

Hinter der nächsten Ecke erbrach er sich in schallendes Gelächter. Passanten hielten ihn kopfschüttelnd für verrückt, während er tänzelnd in Richtung seines Atelier verschwand.

Er beschloss, heute einen kleinen Umweg über die Brücke zu nehmen, um sich die nötige Klarheit zu verschaffen.

Bernd war Kunstmaler, im Nebenberuf Anstreicher für Aufträge jedweder Art.

Er hatte lange Jahre freie Kunst studiert, aber die Realitäten des Lebens hatten ihm nur etliche Nebenjobs beschert. Unter anderem hatte er den nicht sonderlich lukrativen Auftrag von der Stadtverwaltung erhalten, die alte Fußgängerbrücke am Fluss vom Rost zu befreien und ihr einen angemessenen, nicht zu aufdringlichen, aber neu entworfenen Farbton zu verleihen.

Das Besondere an dieser Arbeit war – und das war wohl auch der Grund, warum man gerade an ihn herangetreten war –, dass er die angebrachten Schlösser weder entfernen noch beschädigen und schon gar nicht mit der neuen Farbe entweihen durfte.

Liebespaare aus aller Welt kamen in diese Stadt, allein wegen dieser Brücke. Sie brachte ewiges Glück, wer sich hier mit Schloss und Siegel verewigte.

Diese wissenschaftlich geprüfte Tatsache – nämlich die extrem niedrige Scheidungsrate – hatte sich schon vor Jahrzehnten über alle Grenzen hinweg herumgesprochen. Die Stadt hatte ja sonst keine Attraktionen, und so war es ein leichtes Spiel, durch diese Einmaligkeit den Tourismus zu fördern und der Stadt einen bescheidenen Wohlstand zu bringen.

Da stand er nun und prüfte den Rost, Schicht um Schicht.

Er spürte die raue Oberfläche. Seine Fingerspitzen machten sich mit jeder Wölbung, mit jedem Tal, mit jedem noch so bös gemeinten Grat vertraut.
Die gusseisernen Formen, von Schmieden ältester Schule aus dem Metall getrieben, mäanderten entlang einer unsichtbaren Idee.
Immer wieder wurde diese Fahrt unterbrochen von wuchtigen, kleinen, schrumpeligen oder unbedeutenden Schlössern.

Die Anzahl zu schätzen war schlicht unmöglich.

Der Grund des Flusses musste von Metall der Schlüssel übersät sein.

Er lehnte sich über die Brüstung und schaute in die Tiefe.

Da blinzelte und blinkte ihm etwas entgegen.

Bernd erschrak.

Es war ein Déjà-vu.

Es war eine poetische Leichtigkeit, die sich anfühlte wie ein Verliebtsein. Ein feuchter Traum.

Unbewusst fuhr seine Hand nach unten und fingerte an etwas, das sich zu lösen entschied.

Ja, da war ein jenes bereits erträumte Schloss!

Es löste sich so leicht wie eine reife Frucht vom Ast.

Er strich den Belag des Alters frei und erschrak:

Da war sein Name eingraviert.

Zufall?

Er roch an seinen Fingern, warf das Schloss weit in den Fluss.

Und jetzt kam sein Traum mit voller Wucht wieder zutage.

Er eilte davon.

* * *

Im Atelier mischte Bernd verschiedene Farbtöne, die er am nächsten Morgen der Stadtverwaltung als Vorschläge unterbreiten wollte.

Auf dem Heimweg besuchte er den Waschsalon, den Supermarkt und seine Stammkneipe „Zum goldenen Rüssel".

Er betrank sich in der Hoffnung auf einen traumlosen Schlaf.

Torkelnd ging er an der Brücke vorbei, die ihm so unbegreiflich weit weg und fremd vorkam.

Dunkel.

Der heilige Zustand der Unentschlossenheit.

Jenem existenziellen Zweifel, der ihn sein Leben lang in Schrecken hielt:

Bin ich wirklich?

3. Die Vorbereitung

Berge.

Davor: nichts.

Keine Wiese, kein Baum, kein Haus. Nur ein Loch.

Die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt; das Gemälde war ruiniert.

Bernd schaute durch die kleine Öffnung ins Freie.

Der Schrecken hatte sich gelegt. Er sah keine Berge. Keine Wiese. Kein Haus. Er sah nur eine riesige Wand voller Fenster.

Das Nachbarhaus!

Zwischen ihnen ein Abgrund.

Im Grunde der Beton, so beruhigend hart, so hart wie das glückliche Leben in der Kleinstadt:

Man beschoss sich lustvoll mit nutzlosen Argumenten. Die Langeweile wurde zur Ideologie erhoben, und das spirituelle Grau ersetzte ekstatische Religionen.

Der Mensch ist zu sich gekommen!
Das Ende der Geschichte: lähmende Vernunft, sein Blick scannte die Augen des Gebäudes vor: Blinde Einsiedeleien.

Der Mensch litt freiwillig die Strapazen in den Sporthöllen. Er jagte erfolgreich flüchtige Gedanken. Man hungerte sich aus Eitelkeit zu Tode. Man fror und schwitzte zu gebuchten Zeiten.

Alle waren sich gleich in ihrer unendlichen Glückseligkeit. Bernd wich zurück und erhob seinen Zeigefinger gegen die Selbstgerechtigkeit der Welt.

Er horchte.

Er war allein. Seine Mitarbeiter hatten Freikarten und hielten Mittagsschlaf in der Speisekammer. Er hatte also das Atelier für sich allein.

Er und das Loch in der Wand.

Mann gegen Mann.

Langsam bewegte sich sein Finger auf den Nabel des Berges, der Spalt, gerade groß genug, dass er ohne Wutanfälle hindurch passte.

Bernd plante den Umsturz!
Die Schallmauer des Schweigens durchbrechen?

Er hatte die gegenseitige Rücksichtnahme satt. Es ekelte ihn vor dem verblödeten Lächeln eines gelungenen Lebens. Die Seligkeit, an jeder Ecke mit süßen Lächeln feilgeboten, widerte ihn an.

Er könnte kotzen bei all dem Glück.

All das trieb ihn jetzt aus dem Paradies.

Er wollte einen Neuanfang, einen fairen Rückblick auf den steinigen Weg.

Er wollte die alten Geister der Vergangenheit auf dem Thron jener Bürokratie sitzen sehen, für die Heerscharen von Dauerbeglückten jahrzehntelang geschuftet hatten.

Nur dafür hatte er sich einst ausbilden lassen. In dieser fremden Sprache, die nichts, gar nichts von der historischen Erfahrung eines ehrlichen Schmerzes erzählen konnte.

Es fehlten dieser perfekten Sprache die Worte. Das Blut!
Die kleinen Schiffchen für den interkontinentalen Schiffsverkehr.

Es fehlte dieser Sprache an Tiefe, an Schärfe, an Gnadenlosigkeit.

Ihm ging es um das Wesentliche, weniger um Stellung und Rang.

Vorsichtig bohrte sich der Finger durch die Öffnung.

Anfangs war die Überwindung noch groß. Es war jener innere Widerstand, der ihn schon seit seiner Geburt daran hinderte, ehrlich zu sein: Zu sich und seiner Umwelt.

Der Ekel an sich selbst war nichts anderes als der existentielle Hunger nach Macht. Erst der Kampf um die heiß umkämpfte Muttermilch, dann die Schulnoten und später der Applaus.

Einmal genährt, fraß sich dieser Bandwurm durch alle Entscheidungen, alle Kabalen und alle aufrichtigen Gefühle.

Schon spürte er an den Fingerspitzen den warmen Südwind.

Gerade als es nicht mehr weiterging, als sich der Wille zwischen Wahrheit und Täuschung eingeklemmte:

Ein entsetzlicher Schrei!

Die Türen wurden aufgerissen, und die freundlichen Mitarbeiter stürmten in den Raum.

Kauend, fett und zufrieden.

Bernd aber zog langsam seinen Finger aus der Wand.

Er blutete.

Er war abgetrennt. Abgebissen!

Mit einer zufrieden ernsten Miene schaute er auf seine wiederkäuenden Mitarbeiter.

„Wer war das?“

Scham gesenkte Blicke bohrten sich in den Grund und Boden des rutschfesten Teppichs.

Bernd schaute ernst, griff in die Palette und zeigte mit erhobenem Pinsel auf jeden Einzelnen, indem er ihn bei seinem Namen nannte.

„Du, Rot? Hast du nicht schon immer gegen mich opponiert? Du mit deiner penetranten Präsenz. Ist das die Rache für die wuchernde Melancholie, für den Weg, Dunkel und Düster zu malen?“

Rot wurde rot und schwieg.

„Und du? Blau? Immer noch frei und munter, so unbekümmert wie der Himmel? Arbeitscheu? Ständig auf Kosten der Allgemeinheit blau machen?“

Das blaue Lächeln fand im Geheimen statt.

„Und auch Du, Du Grün, wenn es dich wieder ärgert! Ich habe dich beobachtet, du blindes Mischwesen. Du bist die Farbe der Natur. Du, ständig verblassendes Grün, Herbstängstliches, du!“

Der Pinsel kreiste umher und blieb entschlossen bei Gelb stehen.

„Diese sonnengebleichte Eitelkeit! Wie du dem Blau in die Suppe spuckst. Du bist vom Ei …“

Bernds abgetrennter Finger schmerzte.

Das tat der Laune Abbruch, und der Maler wollte zum Ende kommen.

„Da wäre noch die Melancholie!“

Ein breites, auf Mitleid gespieltes „Ooooh!“ erfüllte den Raum.

„Nein!“, schrie Bernd. „Kein Mitleid!“

Stille.

Langsam ging er auf Violett zu.

Dieser zitterte wie Espenlaub an der Autobahn.

„Ja, du! Meine kleine purpurne Freude. Du, rot verfärbtes Blau. Melancholia“

Ob dieser Worte der Traurigkeit flossen die Tränen. Kein Auge blieb trocken.

Jede gab ihr Bestes.

All die bunte Pracht der Sehenden floss ölig auf den sich lustvoll krümmenden Teppich.

Alle erdenklichen Farben füllten einen mageren See von einem Ende des Ateliers bis zum anderen.

Nachdem das Schluchzen versiegte, ging es darum, das Ergebnis zu vermischen.

Bewusste Indifferenz zu einem einmaligen Grau zu kreieren.

Am Ende füllte Bernd mit diesem Grau ein Einweckglas.

Er wollte es morgen der Stadtversammlung präsentieren.

Die neue Farbe der Brücke zwischen Alt und Neu.

Er verband seinen Finger, nahm seinen Wäscherucksack und knallte die Tür zum Atelier entschlossen und befriedigt zu.

4. Die Ungeduld

Die Ballade vom Fremdverschulden:

Bernd wälzte sich in seinem Bette,
von Furcht getrieben um die Wette.
Denn morgen war der Tag der Tat,
die neue Welt, die sich ihm naht.
Doch hier und jetzt dacht er sehr lange
an den Nachbarn, den Herrn Zange.
Hört den Herrn in seinem Gange,
so wird dem Bernd nichts mehr bange.
Halt ihm hin die andre Wange.

* * *

Bernd hatte sich ausgiebig in dem frisch bezogenen Bett gewälzt.

Er konnte nicht einschlafen. Zu groß war die Anspannung, die Lust, die Furcht, noch einmal in den Traum der letzten Nacht einzutauchen.

So horchte er, spannte seine Ohren nach den Geräuschen, die aus den Innereien des Hauses in seine kleine Klause drangen.

Sein sensorisches Fadenkreuz wanderte von Wohnung zu Wohnung:

Nebenan: der Zange mit dem romantischen Reiben an seiner alten, hart verklebten Kuscheldecke.

Über ihm: ein Trampel aus Pappmaché, leichtfüßig dem Hausfrieden devot zugewandt.

Unten: das schweigende Wasserbett. Darauf ein Drei-Zentner-Mann. Regungslose, staatlich subventionierte Fleischmasse.

Es waren nicht die Geräusche.

Es war die Stille, die seinen Gedanken freien Lauf ließ.

Seine Biografie!?

Die sollte morgen ein Ende finden!

Ein Schlusswort!

Eine Danksagung.

Und viele, viele Vorwürfe gegen das ungerechte Schicksal.

Er schaute zur Decke, zum Fenster, zum Schreibtisch, auf dem der Laptop weit geöffnet, blind ins Zimmer starrte.

Die Nase juckte.

Dachte jemand an ihn?

Mitten in der Nacht!?

Staub hatte sich verfangen. Er hob den Zeigefinger, um des Popels habhaft zu werden.

Es war eine ungewohnt leere Stelle zwischen Zeigefinger und Nase, die ein Schluchzen, gefolgt von einem fetten Gelächter hervorbrachte.

Es war keine sensorische Fehlleistung, keine unbedeutende Taubheit.

Es war real!

Vorgestorben, unwiederbringlich, absolut:

Der Finger war weg.

Es war kein Traum.

Der Schmerz war echt.

Endlich etwas Handfestes, Zweifelloses:

In der Realität zu sein. Einmal die Wirklichkeit malen.

Mit Zufriedenheit gestillt, beobachtete er mit geschlossenen Augen jenen Schriftsteller, der noch alle Finger an der Hand hatte. Wie er auf den Bildschirm starrte und auf die Tastatur einschlug, wie der Organist am Karfreitag.

Gefühlt drei Tage sollte er schlafen.

* * *

Er sah hinüber zum anderen Ufer des Flusses, an jener Stelle, an der der getriebene Brocken seine letzte Ruhestätte gefunden haben sollte.

Er sah nichts. Hörte kein: “ Geh weiter!”

Nur eine kleine, unscheinbare Druckstelle im Sand ließ ahnen, wie schwer die Last der eigenen Geschichte war.

Passanten flanierten unbekümmert vorbei. Sie kannten sich und waren miteinander vertraut.

Es war nicht ihre Schuld.

Diese Last trugen sie nicht.

Es war die Sehnsucht, dazuzugehören, denn er ging weiter den Fluss aufwärts. Richtung Ursprung, aus dem tiefen Schoß der Berge.

Nach ein paar Kilometern kam er an einer Holzbrücke vorbei.

Last Exit!

Zurückkehren?

Weitergehen?

Ins Ungewisse?

“Sei mutig!”

Mit dieser Floskel hatte er es nicht mehr.

Wer die Gefahr sucht, kommt darin um.

Lieber anpassen …

Hier stockte die Erzählung.

Bernd schaute zum Bett.

Da lag er nun, der Fingerlose.

Wie gut man in diesem Bett schlafen konnte.

Langsam näherte er sich dem Lager und strich dem Freund sanft über das Gesicht.

Keine Reaktion!

Kein Aufhorchen!

So tief war der Schlaf. So tief.
Niemand war in seinem Zimmer.

Nur er.

Er schlief und träumte, wie er sich mit dem feinem Hauch des Anderen seiner selbst sich über die Wangen blasen ließ.

Dann dieses flüchtige Geräusch.

Ein schwaches Atmen.

Die Fee von oben?

Der Wellenschlag von unten?

Bernd richtete sich schlagartig auf: Ist da wer im Zimmer?

Nein!

Es war lustvoll, leise, voller Scham.

Ein Stöhnen?

Nein, ein Dieb, der seine Beute schnell in die Tasche schlüpfen ließ.

Am Beutegut die Hand des Nachbarn Zange.

Ein Zucken, dann die Erlösung.

Ein weißer Schwall ins schuld beladene Tuch.

Bernd bekam das Bild nicht mehr aus dem Kopf:

Zange onanierte.

5. Tag der Befreiung

Heute war der Wecker arbeitslos.

Bernd wachte sehr früh auf. Dennoch war er ausgeschlafen und fühlte sich unbesiegbar.

Er hatte gute Träume.

Etwas sagte ihm: Nun ist alles vorbei.

Kein schlechtes Gewissen, keine üblen Träume mehr.

Er sollte frei von sich und seinem quälenden Gewissen atmen:

Leben. Leben. Leben!

Schnell packte er sein Weckglas, in dem seine Zukunft lag, setzte seinen alten Korbhut auf und zog die bunt verschmierte Malerjacke über. Er wollte gerade eilig die Wohnung verlassen, als er sich noch einmal zum Laptop drehte.

Dieser schwieg. Behielt seine Geheimnisse.

Er schaute zur Nachbartür und wieder zum Laptop.

Vielleicht sollte ich ein Schloss anbringen, eine Art Keuschheitsgürtel, lachte ein Gedanke.

Der Gedanke gefiel ihm:

Der sich selbst denkende Gedanke, eingesperrt in einem Einweckglas.

Er schloss die Tür.

Die Sonne war gerade aufgegangen, hatte das Treppenhaus aber noch nicht befriedigend mit Licht versorgt.

Er stockte, lächelte und schritt zur Tür des Nachbarn Zange.

Er war in bester Laune, gestimmt wie ein frisch entpuppter Schmetterling.

So legte er seine Ohrflügel an das kalte Holz:

Ein lustvolles Wimmern und das mechanische Kratzen an der Spaßreibe.

Bernd konnte sich kaum vor Lachen halten.

Das Gefühl von Rache war ihm abhandengekommen.

Mit dem Fingerstumpf klopfte er einen feinen Rhythmus im Sieben Achtel Takt.

Er verschob die Synkopen allemal so, dass mit dem süßen Raspeln ein Swing, ein subtiler Walzer der sympathischen Verschränkung, den Tag der Auferstehung verkündete.

Befriedigt von der guten Tat verließ Bernd das Haus in Richtung Rathaus.

6. Die Vorstellung

Die Stadt hatte zwei Rathäuser, ein altes und ein neues.

Das alte war ungewöhnlich bunt und fröhlich bemalt. Das Haus aus der Neustadt war ebenso bunt, aber noch fröhlicher dekoriert.

Diese beiden Rathäuser konkurrierten seit dem vereinten Zusammenschluss auf geschwisterliche Weise, im tiefsten Respekt voreinander, miteinander um die Schönheiten und Buntheiten ihrer Residenzen, um sie gegeneinander als Zeichen tiefster Freundschaft füreinander allen Gemeinden als Vorbild zu präsentieren.

Das war die offizielle und beurkundete Verlautbarung, die in den wöchentlichen Amtsblättern und städtischen Aushängen veröffentlicht wurde.

Ein halbes Jahr tagte der Stadtrat im neuen, ein halbes im alten Rathaus. Zu jeder Jahreshälfte bestimmte der Bürgermeister beziehungsweise die Bürgermeisterin über die Geschicke der Stadt, während die andere Hälfte des Jahres der jeweils andere die Menschen beglücken durfte.

Jeweils zu den Tagundnachtgleichen im Herbst und Frühling trafen sich die beiden Fraktionen auf der inzwischen durch die vielen Machtwechsel renovierungsbedürftigen Brücke und übergaben das Zepter an die andere Seite.

Die eine Fraktion, von Männern dominiert, war hoch konservativ, allerdings mit modernen Ansichten, während die andere, vornehmlich weibliche Partei, höchst modern, allerdings mit sehr konservativen Ansichten brillierte.

Dieses zutiefst demokratische Arrangement führte zu einer langen Periode des Friedens, der Harmonie und des gegenseitigen Respekts.

Man war tolerant und offen.

Auch wurde jede, auch nur im Ansatz – ja nicht einmal leise gedachte oder nur stumm geahnte – Streitigkeit sofort in gegenseitiges Loben und Umarmen unter dem Siegel der Stadtautoritäten der Nichtexistenz verwaltet.

Die beiden Städte waren wie ein altes Ehepaar auf einem Campingplatz an der Riviera. Beziehungsmäßige Unebenheiten waren längst ausgebügelt, und das lang anhaltende Schweigen war keine Ignoranz, sondern vielmehr eine tief empfundene Toleranz gegenüber den unartigen Angewohnheiten des Partners.

Dieser immerwährende Reichstag war also der Garant für Freiheit und mentale Selbstbestimmung.

Er ermöglichte eine sehr bunte Gesellschaft, divers in alle Richtungen. Jeder konnte im Grunde genommen machen, was er wollte.

Wenn er konnte.

Die Kisten, Stafetten und privaten Pflanzen versperrten dem Besucher den Weg. Auf den Gängen stapelten sich Stühle und Tische.

Mitarbeiter, die fürsorglich Haustiere mitbrachten, hatten bunte Fressnäpfe zu Türmen gestapelt. Ein Windhauch, eine unfreundliche Geste – und der Turmbau zum Amte hätte einstürzen können.

Morgen zog der Stadtrat hinüber zur Neustadt.

Morgen stand der turnusmäßige Machtwechsel an.

Heute und morgen kam niemand zu spät. Die Tage waren gleich lang. Auch in der Nacht gab es keine Hetze.

Bernd hielt seine Farbkreation im Einweckglas fest umschlossen.

Jetzt, wo er am Ende seines Ziels war, wollte er nichts verschütten, die Kostbarkeit, sein Werk, nicht verloren sehen.

Er ging vorbei an der Ahnengalerie aller Amtsvorsteher, seit ein mutiger Fuß dieses einst so morastige Land betrat und sich zum Häuptling erhob.

Die ersten Gemälde waren noch gemalt, weniger klassisch als vielmehr wie Höhlenmalereien kleiner Kinder aus dem städtischen Kindergarten, in dem auch Bernd einst die ersten Striche zum Wohlwollen der Ordensschwester vollzog.

Stumpf und abstrakt. Strichmännchen.

Der Flur war eine schier endlose Kette aus kunsthistorischen Zeugnissen.
Ein How's-how der malerischen Techniken.

Immer zeitgemäß, immer ehrlich.

Ganz am Ende schimmerte der letzte Eintrag der Kunstgeschichte:

ein Hologramm.

Die heutigen Amtsträger, umschlungen wie in einem Liebesakt.

Bernd umschiffte die Umzugsaktivitäten hin zum Sitzungssaal, der schwermütig am Ende der visuellen Auslage der Galerie hinter einer wichtigen Flügeltür lag.

Gerade als er vor dem großen Tor stand, wurde es aufgerissen, und der Bürgermeister und die Bürgermeisterin standen mit weit geöffneten Armen im Türrahmen.

Hinter ihnen konnte Bernd die Versammlungsteilnehmer sehen.

Sie standen dort mit feierlicher Miene und ihrem eigentümlichen Amtsrobben.

Einer bunter als der andere, die eine geschminkter als die anderen Ratsherren und -frauen.

Auch endete die heitere Geschmacklosigkeit nicht bei freizügigen Badeanzügen. Flip-Flops und Leggings, Strapse und Lederstrümpfe fanden ihren Weg in diese weltoffene Garderobe.

Bernd war verwirrt und drängelte sich, das Glas fest mit beiden Händen umschlungen, durch das bewegungslose Spalier der Herren und Frauen, die wie zwei Sphinxen den Eingang bewachten.

Bernd hatte die Gesichtsausdrücke der Ratsmitglieder völlig falsch interpretiert.

Es war keine steinerne Missgunst.

Es war blanke Freude, die ihm mit Tosen entgegen schlug.

Frenetischer Applaus.

Die Vorsitzenden setzten Bernd auf einen Stuhl und schoben ihn vor sich durch den Raum zur Bühne.

Das Gespann spaltete das Meer der Begeisterten in eine Furche tiefster Bewunderung.

Bernd musste unweigerlich lächeln.

Bei all der geballten Menschenliebe überkam es den Beschämten wie ein heiliger Schauer, sodass selbst seine Augen nicht trocken blieben.

Wie durch einen Schmierfilm des Glücks sah er hinauf zu all den edlen Menschen, den selbstlosen Mandatsträgern, den Heldinnen der Demokratie.

Tosender Beifall!
Er musste sich in der Tat einen großen Namen gemacht haben – in all den Jahren des kauzigen Eigenbrötlertums, seiner persönlichen und philosophisch begründeten Kollektivverachtung.

Hier wurde endlich seine Lebensleistung gewürdigt:

DER MANN DER FARBE!

Beide Amtsvorsteher überboten sich in Lob und Stolz. Ja, beide waren sich in diesem einen Punkt einiger als sonst in allen Dingen: Eine neue Epoche ist angebrochen!

Man erwartete von Bernd zu Recht, eine Farbe kreiert zu sehen, die brüderlich und schwesterlich den vereinten Charakter der beiden Städte darstellen konnte.

Waren doch beide jeweils die Hauptstadt des Westreiches und des Ostreiches.

Auf den Fluren des Verwaltungsgebäudes wurde schon seit Wochen darüber spekuliert, in welche Richtung wohl die Nationalfarbe gehen würde.

Die Neustädter spekulierten auf das Rot der Revolution. Altstädter verwetteten ihr ganzes Vermögen darauf, dass es Blau wie der Himmel werden würde.

Je näher der Tag des Äquinoktiums rückte, desto unruhiger wurden beide Völker, und in den Gassen und Schenken hatten die Bürger einen klaren Blick auf die Realitäten.
Egal, welcher Abstammung, welchen Standes oder Titels jemand war:

Geld war die Farbe der Stunde.

Gelb wie die Sonne!
Die stand für einen Neuanfang, für West und Ost.

Endlich vereint!

Die Erwartungen waren groß, größer als die Augen, die auf die Bühne starrten.

Die Honoratioren standen in Reih und Glied am Bühnenrand.

Bernd saß dahinter und sah, wie sich die Damen und Herren, von links nach rechts nach Größe sortiert, Orgelpfeifen gleich, immer wieder heftigst verbeugten und die Gunst des Applauses würdevoll entgegennahmen.

Dann, wie auf ein stilles Zeichen, verharrte die Kette der Oberen Bürger.

Sie nahmen sich bei der Hand und sprangen mit einem Satz von der Bühne.

Bernd war nun allein.

Dort in seinem Drehstuhl, mit dem Glas und dem fehlenden Finger.

Das Licht im Saal erlosch.

Scheinwerfer brannten auf und erzeugten einen Lichtkegel.

Bernd wusste: Nun war er dran.

Langsam stand er auf und stellte sich ins Flutlicht.

Es war ihm unmöglich, durch die Lichtmauer irgendein Gesicht zu erkennen.

Lachten diese Menschen?

Verschworen sie sich?

Nun war es so weit.

All das Warten hatte ein Ende.

Jetzt sollte die Entscheidung fallen, unwiderruflich, schicksalhaft und vor allem versöhnend.

Bernd nutzte jede Kunstpause und genoss, wie seine Präsenz mit jedem Moment stieg.

All diese Menschen, all diese Blicke machten ihm bewusst, welche Macht er besaß.

Im Moment höchster Spannung hob er ruckartig das Glas, als wollte er eine Mahnung in den Raum werfen.

Aber da!

Da öffnete sich ein Raum, ein schwarzes Loch, das alle Hoffnungen und Erwartungen verschlang.

Als könnte die Stille noch gesteigert werden, stand die Erde still.

Niemand hatte so etwas erwartet.

Als der Schock sich gelegt hatte, atmete Bernd kurz tief ein und begann mit seiner Rechtfertigung:

„Seht dieses Königsgrau der Berge!

Hart, wuchtig, einsam.

Es hat keine Farben.

Nur das Schwarz und das Weiß.

Alles und Nichts:

Es ist der grundlegende Zweifel jeder Existenz oder Nichtexistenz.

In einem Einweckglas aus den Beständen meiner Großmutter."

Erste Unruhe machte sich breit.

Räuspern und Tuscheln im Saal.

Ratsherren begannen, Ratsfrauen misstrauisch zu beäugen.

Hier und da fielen gehässige Worte.

Bernd aber fuhr fort:

„Wir müssen nicht zeigen, dass wir besonders sind. Wir sind besonders dort, wo wir uns gleichen.

Das innere Du spricht mit dem Äußeren in einer Präsenz.

Und Uneinigkeit ist die Spannung zwischen Polen, die jene Saiten spannen, auf denen das Lied der Existenz gespielt wird."

Erste aggressive Zwischenrufe.
Dann Buhs und unflätige Worte.

Bernds Stimme wurde leiser und dünner.

Niemand verstand, was diese Greisenstimme zu sagen hatte:

„Das Ying und Yang der Gesellschaft, das Rad des immer Gleichen, angetrieben von der Liebe, gelenkt vom freien Willen, ist nicht Einklang, sondern der Akkord: Der Widerspruch!“

Der Tumult im Saal machte jede Erklärung zunichte.

Die Amtsträger begannen sich emsig zu entschuldigen, widersprachen aber einander, sodass der Streit vom Auditorium auf die Bühne übergriff.

Erschöpft und der Worte nicht mehr fähig, hob Bernd die, wie von fremder Kraft geführt, Hand.

Aus der hintersten Reihe, aus der Fraktion der Hinterbänkler, erhob sich plötzlich eine schrille Stimme, eines Wächters der königlichen Gemächer gleich:

„Halt! Hört, was er zu sagen hat!“

Mit diesen Worten trat eine kleine, mickrige Gestalt in die Mitte des Raumes.

Totenstille.

Es war Zange.

Die Augen der Gerechten wanderten von diesem Eunuchen zur erhobenen Hand Bernds und endeten in einem entsetzlichen Geschrei:

Der Hand fehlte der Finger.

7. Die Wandlung

Das Blut verteilte sich über die ganze Tastatur.

Im Hintergrund hörte er das melancholische Saxofon von John Coltrane und dachte daran, wie dieser Musiker sich einst die Lippen blutig gespielt hatte.

Er konnte nicht anders.

Es war ein heiliger Rausch.

Pure Verschmelzung.

Er schlug wieder und wieder auf die Tasten ein. Hämmerte jedes Wort in die erhoffte Ewigkeit.

Alles sprühte nur so aus ihm heraus.

Der Gedanke kam, und es folgte die zwingende Fortführung. Der darauf folgende war schon gedacht, bevor er Form annahm und auf dem Bildschirm sichtbar wurde.

Er stand zum Absprung bereit, in höchster Höhe:

Noch ein Blick zum Schöpfer.

Ein Nicken.

Ein Dankeschön für diesen einzigartigen Auftrag.

Dann der freie Fall.

Wie er jetzt durch alle Schichten der Existenz hier ins Zimmer fuhr und ohne zu zögern, ohne zu zweifeln, ein Teil des Schlafenden wurde, in alle Ewigkeit.

Die Stimme echote lustvoll:

„Ich heiße Scheiße
und vermisse Pisse."

Plötzlich hielt er irritiert inne, drehte sich schnell um und schaute, ob Bernd noch im Bett lag und das alles im Hier und Jetzt wirklich träumte.

Ja!

Bernd schnarchte.

Und lächelte.

Und war so herrlich animalisch.

Seine zusammengekniffenen Augen lasen die letzten Zeilen auf dem Bildschirm:

„Wer die Gefahr sucht, kommt darin um."

Lieber anpassen ...!

Statt seinem Helden Angst zu machen, sollte er ihn besser ermutigen.

Sollte das Kleinkind dort im Bett doch in die Windeln machen.

Zu sich und seiner Vergangenheit stehen: Das ist ES!

Und nach vorne schauen: Erwachsen werden.

Sich nicht unnötig kleiner machen.

Eine Umkehr war keine Niederlage.

Nein!

Zum Ausgangspunkt gehen.

Der Einbahnstraße den Rücken zu kehren, heißt nicht Wiederholung.

Wieder unschuldig werden.

Den Auftrag zurückgeben.

Da räusperte sich der Träumende, rülpste und schien offensichtlich behaglich glücklich.

Und so versuchte der Autor mit allen Mitteln, zu ihm vorzudringen. Ihm die schönsten Aussichten der Berge über die Trivialität der Eintagsfliegen zu versprechen.

Geh weiter!

Halt dich fest!

Und komm heim!, schrieben seine wunden Finger.

Der Rückblick ist die Mutter der Erfahrung.

Die Schmerzen zu leugnen, ist keine Resilienz.

Die Schläge und Hiebe als das zu nehmen, was sie sind:

Ritterschläge eines Einsamen.

Das kleine Kind in sich nicht mit Leckereien trösten, nicht mit Belanglosigkeiten nur stillen.

Nein. Die Wunden anschauen und erkennen:

Ich bin ein Mensch!

Während er so dachte, hörte er das Knarzen des Holzstegs unter seinen Füßen.

Bevor er den Weg in die Berge auch nur in Erwägung ziehen konnte, war er schon auf der anderen Seite des Flusses und geradewegs auf die Altstadt zu.

Seine Beine führten ihn wie von selbst an den ersten Schrebergarten linker Hand vorbei.

Der Geruch von Brombeeren, nasser Erde und gelagerten Äpfeln stieg ihm in die Nase.

Und mit ihm das Bild seiner Großmutter.

Sie war schon sehr früh allein gewesen.

Der Großvater war im Krieg gefallen.

Sechs Kinder, eines gebrechlicher als das andere, hatte sie mit eherner Geduld durchgebracht.

Solch ein Schrebergarten war die Grundlage.

Seine Mutter dagegen wollte ein anderes Leben.

Daher zog sie sehr früh aus dieser Stadt weg.

Sie verdiente ihren Unterhalt mit den unterschiedlichsten Liebesdiensten, bis sie eines Tages schwanger und gebrochen in diese Stadt zurückkehrte.

Bernd überlegte gerade, ob er das so schreiben konnte, da kam schon der nächste Satz:
Die Großmutter aber verstieß sie nicht, sondern nahm sie wieder zu sich auf und half bei der Erziehung ihres Enkels.

Die Erinnerung an seine starke Oma, seine mutige Mutter, all die ungewöhnlichen Frauen, die in dieser Stadt lebten, ließ ihn beschleunigen.

Seine Lust am freien Fall, das Tempo.

Bis er rannte, keuchte, schrie, lachte und zu Boden fiel.

Just dort, wo die städtische Müllabfuhr am Morgen den großen Brocken entsorgt hatte.

Dort war nur ein Loch.

Die Erinnerung war im Sand besiegelt.

Nichts geht verloren.

Nichts!

Mit einem Male fühlte Bernd sich frei.

Frei.

Ohne Flucht.

Ohne Rechtfertigungen.

Es war, als wäre eine schwere Last von ihm gefallen.

Hier endete die Flucht, dachte er, während er den Laptop zu klappte und mit einem zärtlichen Lächeln zu dem schnarchenden Alter Ego schaute.

Was er wohl jetzt träumen mag?

Der Kranich Erika

Der Tragödie zweiter Teil



Kranich / KI bearbeitet / © brokalhaus

Das oberste Stockwerk reichte ihm nicht.

Höher.

Er wollte höher hinaus.

Das jahrzehntelange Treten nach unten war kein Selbstzweck, es war eine Offenbarung.

Der Frosch am Straßenrand sagte ihm nichts. Er quakte nur.

Immer diese Bettler.

Das 50-Cent-Stück wollte auf Biegen und Brechen nicht aus dem Automaten.

Das vorbeifahrende Feuerwehrauto, nebst einem krassen Alarm, brachte keine Wendung.

So sehr der Handrücken den Zeigefinger auch in den viel zu engen Schacht für das Rückgeld hinein stocherte – es brachte nichts.

Waldemar war zutiefst genervt von dieser Stadt.

Dieses Vorstellungsgespräch hätte er sich sparen können. Er kannte seine Qualitäten und wusste, was er wert war.

Daher konnte er mit gutem Gewissen die Stelle ablehnen.

Wenn er sich beeilte, würde er rechtzeitig am Hauptbahnhof sein und den letzten Regionalzug zurück nach Brandenburg bekommen.

„Scheiß Investition", dachte Waldemar und eilte zur U-Bahn.

Der Regionalzug brachte ihn in die Stadt Brandenburg.

Die verwaisten Gehwege in der Hauptstraße schimmerten undeutlich im letzten Licht.

Die Stadt musste Strom sparen.

Waldemar war allein. Zum Unglück der Geschäfte, die langweilig aufgereiht in einer bedeutungslosen Schlucht endeten:

Da war die Stadt schon zu Ende.

Er nahm sich jedes zweite Schaufenster vor: Es sollte, nach Absicht, nach einem Plan aussehen.

Mit einem heftigen Tritt erbrach sich das Glas in tausend Scherben.
Waldemar hasste Ostdeutschland.

Man hatte ihn gegen seinen Willen hier in der Provinz zum Filialleiter gemacht.

Die Splitter waren seine Rache.

* * *

Die Kadaver mussten schon sehr lange im Wasser gelegen haben. Von der Elbe bei Magdeburg kommend hat sich die Havel zur Niederhavel am Buhnenhaus zu einem breiten Feuchtgebiet ausgeweidet und dadurch erschöpft entschleunigt gen Stadt schleichend den Weg in den Brandenburger Hafen gefunden.

Der Gestank aus mooriger Bracke und Verwesungsgeruch zog bis zum Rathaus, vorbei an der Hauptstraße, bis zum St.-Annen-Einkaufsstadel.
Die Geschäfte waren noch geschlossen.

Einzelne Brandenburger schlichen eilig zum Bahnhof, wo sie erleichtert ihre Masken abnehmen konnten. Die Stadt stank bestialisch.

Für die Pendler hatte der Arbeitsplatz in Berlin etwas Befreiendes.
In dieser Weltstadt konnten sie frei atmen.

Violetta wusste das zu schätzen.

In einer Provinzstadt aufzuwachsen, war alles andere als glücklicher Sozialismus.

Sie war schon immer eine Freidenkerin. Und autonom: Statt Transferleistungen vom Staat, leistete sie sich lieber einen Transfer mit dem RE1 Richtung West-Berlin.

An der Station Friedrichstraße hatte sie ein altes Fahrrad stehen. Damit hatte sie täglich zweimal eine halbe Stunde Sport zum BND in der Chausseestraße und zurück. Ihrem Arbeitsplatz.

Der Lohn als Security war extrem niedrig. Obwohl der Job nicht sonderlich begehrt war. Nachwuchsprobleme gehörten zum Geschäft.

Der Moloch Berlin konnte nie genug von wachen Augen bekommen.
Berliner bewachten aber nicht, sie wurden in der Regel bewacht.
Daher war der Import einer Brandenburgerin durchaus akzeptabel.

Violetta hatte in Hohenstücken, dem wohl lieblosesten und hässlichsten Stadtteil in Brandenburg, ein riesiges Plakat gesehen:
Darauf warb der BND: Fang den Lügner. Fang ihn still. Fang ihn heimlich.

Die schmucken Uniformen waren dann der Kipppunkt in ihrem Leben: Sie wollte verstehen, warum ihre Eltern und Großeltern in der DDR geschwiegen haben und sich vom Strom der Stasi haben mitreißen lassen.

Ihr neuer Job war also eine Feldstudie.

* * *

Schlecht gelaunt steckte Waldemar den Schlüssel in die Ladentür.
Sein Schaufenster war intakt: Sein russisches Roulette hatte ihn selbst – wie von schicksalhafter Hand – übersprungen.
Einmal Gott sein! Welch perfider Traum!
Einmal Glück haben!

Seine Kollegen dagegen hatten heute viel Publikumsverkehr. Anfangs die Spurensicherung. Später Schaulustige.

Seine Filiale hatte 2 Mitarbeiter und konkurrierte chancenlos gegen die Billigdiscounter vor Ort.

Er verstand es als verschnappste Idee: Der Ableger für gehobene Luxus-Dessous wurde in diesem unwirklichen Umfeld allein deshalb weiterbetrieben, allein, um ihn zu kränken.

Ihn fernzuhalten vom Zentrum der Erfolgreichen. Seinen Begabungen den Säuen vorzuwerfen. Es war das übelste Kalkül von Neidern und Höflingen, die am Hofe der Zentrale ihre Kabale gegen ihn trieben.

Mit diesem Selbstbetrug ließ es sich hier leidlich aushalten.

Nach der Wende schwärmten die besten Modedesigner aus, um in dieser neu erschlossenen Ödnis des Ostens Freude und Sinnlichkeit zu bringen.

Sie pflanzten ihre zarten Ableger in die Innenstädte der eroberten Gebiete und hofften auf gesteigertes Nachholbedürfnis.

Doch die Neugierde auf Luxus und Eleganz hatte ihre Halbwertszeit längst überschritten und verlor ihre Strahlkraft.

Man achtete zusehends aufs Portemonnaie.

Waldemar saß also auf einem sinkenden Schiff.

* * *

Es war das Panzerglas, das Violetta Markov von den Besuchern trennte.

Sie war für die Sicherheit und den Einlass in diese Behörde verantwortlich.

Keine Empfangsdame, eher eine Sphinx mit stechenden Augen.

Sie gab Gästeausweise aus, prüfte Ausweispapiere. Sie hatte eine bescheidene Macht und ihr Eifer und Ehrgeiz waren mit dem Schritt über die Schwelle des BND unaufhaltsam geworden.

Zum Kern, zur Wahrhaftigkeit des Geheimdienstes wollte sie vorstoßen.

Sie lernte schnell und hatte sich schon in den ersten Tagen eine Systematik zurechtgelegt, die es ihr ermöglichte, die verschiedenen Typen von Besuchern zu katalogisieren.

Es lag ihr im Blut.

Sie hatte ihre Berufung gefunden!

Da waren die einen, die immer lächelnd ihr schlechtes Gewissen an ihrer Sicherheitsloge vorbei schoben.
Andere versteckten ihre schmutzige Phantasie hinter einem Haltungsschaden.
Gebückt, gehumpelt, gewackelt, zittrig, aber immer konfus.

Dem Erfindungsgeist der getarnten Seelen war keine Grenze gesetzt.
Die Wahrheit war nahezu unmerklich nur in homöopathischen Dosen erahnbar.

Nur dem Röntgenblick einer Security ausgeliefert, die Zustandswahrscheinlichkeiten mit nahezu 100% erschnüffeln konnte.

Gerade führten die Mitarbeiter ihre versteinerten Gesichter in einer Kette aufgereiht an Violetta Markovs wachsamen Augen vorbei.

Niemand grüßte, ein jeder schon in seinem heutigen Überwachungsauftrag verbissen.

Mit Ausnahme des Verbindungsoffiziers Müller.
Immer Punkt acht Uhr passierte er Violettas Sichtfenster. Bereits heimlich erwartet, ja ersehnt.

Immer akkurat mit einer Neunzig-Grad-Drehung des Kopfes gen Gesichtskontrolle, geschmückt mit einem tadellosen ungebrochenen Lächeln. Bester Leumund und höchste Vertrauenswürdigkeit: Dieser Aal in Uniform ließ das Herz hinter dem Glas schneller schlagen.

* * *

Waldemar studierte einst Modedesign, machte Praktika in Paris, London und New York.

Er liebte die schönen Dinge.

Wer, wenn überhaupt jemand, ihn näher kannte, konnte schnell auf den Gedanken kommen, seine ästhetische Passion war Ausgleich für seine abgrundtiefe Hässlichkeit.

Er hatte als Kind die Pocken nur unglücklich überstanden und es kostete ihn seither immer größte Überwindung, dem Gesicht am Morgen im Spiegel kein angewidertes „Kenn-ich-nicht, wasch-ich-nicht!“ entgegenzuwerfen.

Zum Glück war er nicht bodenständig, sondern ein träumender Leichtfuß. Der Aszendent zu seinem Sternzeichen Waage war der Zwilling.

So spannte sich im Laufe der Zeit eine Matrix von feinem Selbstbetrug über seine Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Nach eigener uns durchaus überzeugender Aussage gehörte er zur Kaste des verarmten Adels, ein wildes Gemisch slawischer Völker. Allen voran Dschingis Khan, der seinen Stammbaum grob ins Blut gespuckt haben sollte.

Leider blieb von der Hemdsärmeligkeit des Reiterfürsten aus den Steppen der Mongolei nichts in seinen Genen.

Auch der blasse Teint verriet weniger Brutalität als stupide Feinsinnigkeit.

Sprich, man konnte ihn schnell einschüchtern.

Im Großen und Ganzen also ein Schöngeist in zerknautschter Hülle.
Diese schaute hinaus auf die Einkaufsstraße, die von Menschen mit Besen bevölkert war.

Er genoss eine tiefe Befriedigung, etwas bewirkt zu haben.
Endlich tat sich etwas Fundamentales und so beschloss er, mit einem Lächeln nach Feierabend wieder an die Stelle des Plauer Sees zu fahren, wo er allein war: Tun und lassen konnte, was er wollte, was sein Herz begehrte.

* * *

Derweil wurde im Rathaus ein Krisenstab unter Leitung des gewissenhaften Bürgermeisters eingerichtet.

Experten der Polizei, des Staatsschutz, der Verwaltung und der Politik kamen zusammen, um sich einen Überblick über die mysteriösen Vorgänge der letzten Stunden zu verschaffen.

* * *

Violetta Markov führte Buch.

Das kannte sie von ihrem Großvater.

Das Zeichnen von Fahndungsfotos lernte sie bei ihrem Vater.

Das Misstrauen aber gegen jeden und jedes, war ihr als Nachfahrin des Dreißigjährigen Krieges quasi in die Wiege gelegt.

Als wäre das nicht genug, so hatte diese protestantische Seele auch eine riesige Portion Pessimismus mit auf den Weg bekommen.

Und nun ging sie wie ein Trüffelschwein durch das tiefe und schmutzige Tal des Lebens und witterte überall Lug und Trug.

Nun aber, heiß geliebter BND!

Sie hatte ihre Bestimmung gefunden.

Sie war ein glücklicher Mensch geworden.

Ihr kleines rotes Büchlein hütete sie wie ein wiedergefundenes Lieblings-Poesiealbum.

Mit spitzester Feder trug sie in Tabellen und Diagrammen all jene auch noch so winzigen Eigenschaften ein, die sie beim Vorbeihuschen der Jünger Calypsos erheischen konnte.

Der Verbindungsoffizier Müller war „Der Mann ohne Eigenschaften".
Das imponierte ihr.

In der Schule, damals, als alles noch seine Richtigkeit hatte, war sie in Mathematik die Beste.

Als die schlechteste Schülerin aller Zeiten. Grandios gescheitert in allen Disziplinen.
Außer in der Mathematik fiel diese Inselbegabung nur noch in einem besonders auf:
Sie war schon damals eine echte Schönheit.
Fähig, allen den Kopf zu verdrehen, hätte sie in ihrem nicht nur Zahlen und Formeln gehabt.

Sie wuchs also in armen Verhältnissen auf. Brandenburg Hohenstücken!
Der Name war Programm:
Träume waren umsonst. Sie waren hoch, aber sie kosteten nichts. Sie waren aber auch leicht verderblich.

Toxisch für junge Mädchen in der Pubertät.

Wie alle Zahnspangen wollte sie eine Prinzessin ohne dieselbe werden, auf dem Laufsteg der Welt mit strahlendem Lächeln. Entführt von einem Prinzen aus dem sagenumwobenen Westreich.

Sie hatte Glück, ihr Aussehen, ihre Naivität war das Einfallstor eines leichtfüßigen Porsche-Fahrers mit einem Düsseldorfer Autokennzeichen.

Wie das Auto, war auch die Identität des Fahrers nur gemietetes Genießertum eines rheinländischen Snobs. Alles in allem ein blondlöckiges Toastbrot.

Violetta vergaß schnell die Gretchenfrage und Monseigneur Eintagsstecher seine Verantwortung.
Die Enttäuschung war also groß. Trost fand sie bei den Zahlen.

* * *

Der Krisenstab im Rathaus tagte immer noch, und man beschloss, diesen als einen ständigen einzurichten.

Dafür sollte weiteres Personal angeworben werden.
Man beschloss, die guten Kontakte zum Schnüffeldienst in der Chausseestraße zu nutzen.

* * *

Waldemar ordnete gerade einen königsgrauen und nicht minder schlüpfrigen Damenslip mit dem vielsagenden Namen „Iconic Calypso“ der Modemarke Aubade neben einen von La Perla. umrahmt von der neckischen Chantelle, als eine Frau mit ihren schwangeren Kicktüten stehen blieb und verächtlich auf die frisch arrangierte Auslage blickte.

Sie war eine ungewollte Nachbarin von Waldemar. Dumm, gierig und arbeitslos. Ihm war nichts mehr peinlich, denn er verstand sich als Agent Provocateur.

Und so empfand er einen befriedigenden Triumph, die Jüngerin der Resterampen mit einem süffisant verklärten Blick zur Proletin zu degradieren, indem er nonchalant mit dem gespreizten Zeigefinger Finger über die feine Seide strich.

Diese Menschen hier machten ihn einfach unglücklich.

* * *

Der Verbindungsoffizier stand hinter Violetta. Er hatte sich geräuschlos ins Empfangshäuschen geschlichen und beugte sich gierigen Blickes über die Schulter der Untergebenen.

Ein Schrei, ein Schuss und die Alarmsirenen brüllten die Seele sich aus dem Gehäuse.

Violetta hatte sich erschrocken und gefühlt wurde die Alarmstufe Rot ausgerufen.

„Ach, Fräulein Markov!“

Der Offizier hatte sein Kinn auf ihre Schultern gelegt. „Was sind Sie so schreckhaft?“

Violetta umklammerte verzweifelt ihr rotes Büchlein.

Aus seinem Mund stieß ein Gruß aus der Kantine. Sie hätte sich übergeben können.

„Was haben wir denn da?“, mit frisch gehisster Bierfahne. „Eine kleine Maobibel, wa!“

„Nein, nein ... das ist privat.“

„Hier ist nüscht privat“, rülpste es ihr ins Ohr. „Her damit!“

Und schon blätterte der Verbindungsoffizier mit schnalzender Zunge. Blatt für Blatt.

„Aaacha! Da haben wir es. Lauter Namen von Kunden, Besuchern, Gästen und Kollegen. Ah, da: Mein Name.“

Er setzte eine Augenbraue Gewehr bei Fuß und fixierte die Eingeschüchterte.

„Was soll diese Zahl daneben bedeuten?“

Violetta schwieg, schwieg und begann zu schluchzen.

Es vergingen gefühlt zwei Weltkriege, bis Violetta stotterte:

„Das ist das gewichtete Mittelmaß in Bezug auf die jeweiligen Extremkurve."

Die Irritation feierte Erstbegehung auf dem blassen Mondgesicht des Offiziers.

„Wie meinen?", hallte es von dort, hoch oben.

„Diese Zahl zeigt den Referenzpunkt ...", schluchzte es aus Violettas ängstlicher Seele.

„Der Ort in der Matrix zeigt den Grad der Wahrscheinlichkeit eines Lügners an. Das Spektrum als Orthographie der inneren und äußeren Distanz. Im Zentrum ist das Subjekt mit sich selbst identisch: ergo wahrhaftig!"

„Ha!", röhrte der Mann vom Mond. „Ha!" zum zweiten und „Ha!" zum dritten. „Was bedeutet das für mich?"

Wieder gefühlt zwei Weltkriege.

Violetta Markov verlor sich die theoretische Mathematik der verschobenen Matrix und zitterte aus Furcht und Erregung am ganzen Körper.

Aber jetzt, dachte der Verbindungsoffizier. auf zum letzten Gefecht vor der Kapitulation, da führte er schon seine Lippen an das Ohrläppchen des zitternden Rehs.

Er begann daran zu nuckeln und zu beißen. Das Schluchzen verstummte.

* * *

Zur Mittagspause sperrte Waldemar den Laden zu, und alle Mitarbeiter mussten derweil auf eigene Kosten Platz in irgendeinem Restaurant in der Umgebung nehmen.

Waldemar hingegen ging in die Sankt Annen Galerie und danach in die Billigläden in der Hauptstraße.

In der Tasche hatte er kein Pausenbrot, nein, etwas viel Einschneidenderes: Eine kleine unscheinbare Schere.

Primark, New Yorker, Woolworth: Er hasste sie alle.

So ging er in die Abteilungen für Damenunterwäsche, nicht als Fetischist im eigentlichen Sinne, sondern wie ein Dieb im Schafspelz näherte er sich den Regalen. Befühlte missbilligend die Qualität, und ruck zuck nur ein kleiner Schnitt und das Mieder war seines Sinnes beraubt!

So schnell wie die Schere erschien, so schnell war sie wieder verschwunden.

So ging er von Regal zu Regal, von Geschäft zu Geschäft.

Ritsch Ratsch, wieder und wieder lag ein Mieder so nutzlos danieder.

* * *

Sofort schoss Blut aus dem Ohrläppchen, wollte gerade auf die weiß gestärkte Bluse der Uniform als die schnelle Zunge des Offiziers mit der Lust eines Vampirs die teure Fracht stoppte.

„Fräulein Violetta, es kam so über mich."

Und es tropfte und tropfte. Leckte und leckte.

„Im Zentrum dieser Matrix halten sich die Ehrlichen auf. Am Rande die Lügner."

„Ach Fräulein Violetta, Sie sind so lecker."

„Dort ist die Null, im Zentrum ... Ein schwarzes Loch. Ach!"

„So lecker, lecker, schmecker."

„Dann diskret aufwärts, abwärts, links und rechts ... Ach!"

„Und so unendlich schön ..."

„Die Falschen ..."

Das Geschlecke und Gestöhne mag gut zehn Minuten gedauert haben, als es heftig gegen die Scheibe hämmerte: der knöcherne Finger des Bürgermeisters der Stadt Brandenburg.

„Darf ich Sie kurz unterbrechen?"

Der Verbindungsoffizier wischte sich den Mund. Violetta richtete ihre Bluse. „Ich suche den Verbindungsoffizier zwischen Politik und Geheimdienst."

Zur Stelle, sagte die Zunge, die sich schnell noch die Lippen leckte.

* * *

Eine feste Hand hatte sich in Waldemars Schulter eingegraben.

„Welch Ehre, werter Kollege. Sie in diesen Niederungen zu sehen."

Schnell verschwand die Schere in Waldemars Tasche.

Kollege?? Er musste sich zusammenreißen. Dieser Kretin nannte ihn Kollege?? Diese einfachen Leute hier kannten keinen Respekt.

„Man muss mit der Mode gehen", log es aus ihm heraus.

„Ach, welche Ehre! Hier von Mode zu sprechen."

„Ich meinte, dem Volk aufs Maul, nein natürlich, dem Volk auf die Augen schauen. Autsch. Ähm", stotterte er weiter, „zu sehen, was das Volk begehrt."

Er hatte sich an der Schere verletzt. Der stechende Schmerz trieb ihn raus aus dieser Resterampe. Aber die Hand auf seiner Schulter hatte andere Pläne.

* * *

Es waren die ersten kühleren Nächte, die dem drückenden Sommer die Schärfe nahmen.

Von der Ferne, aus dem tiefsten Sibirien, näherten sich die ersten Kraniche.

Sie sammelten sich auf den abgeernteten Feldern, einer Art Resterampe der Mähdrescher, und fütterten sich für die Reise in den Süden reichlich Speck an.

Zu Hunderten saßen sie im angedeuteten Nebel und warteten auf das Zeichen zum Weiterflug.

Ein Schuss und ein ohrenbetäubendes Krächzen erhob sich im Einklang mit unzähligen majestätischen Flugkörpern, die sich ob ihrer Größe eine erstaunliche Leichtigkeit bewahrt hatten.

Wer dieses Schauspiel je gesehen hat, versteht, warum der Kranich das Wappentier der Lufthansa werden konnte: Kraft und Eleganz. Deutsche Ingenieurskunst und deutsche Romantik!

Jene tief germanische Melancholie, die sich in den Auen der Havel bewahrt hat: eine in Lila getauchte Flusslandschaft aus der englischen Malerei des späten 18. Jahrhunderts.

Der Verbindungsoffizier Müller saß mit gepackter Aktentasche auf dem Schoß im Empfangsraum des Rathauses.
In der linken einen Kaffee to go, in der rechten sein nachdenkliches Kinn.

Seine Beine wippten ungleichmäßig.

Nicht aus Furcht. Nicht aus Langeweile.
Vor Aufregung und Sehnsucht, den kindlichen Gefühlen, wenn die Mama aus dem Sichtfeld verschwand.

Er dachte an Violetta und seinen ersten „Auslandseinsatz“.

* * *

Violettas Augen liefen sich derweil am Panzerglas die Füße wund. Unbewusst griff sie sich immer wieder an ihr Ohrläppchen. Kein Müller weit und breit.
Kein Offizier, keine Verbindung!

Der Tag glitt ab ins Graue.

Sie vernachlässigte ihre Arbeit, kritzelte kleine unreflektierte Striche in ihre Matrix hinein.

Den Nullpunkt, das Zentrum des Pendels der Wahrheit, bedeckte sie mit Küssen.
„Mein Geliebter, mein wahrhaftiger Gebieter."

Reflexartig hob sie den Kopf.

Das bedeckte Gesicht vor ihr, hinter der Scheibe, schwieg, und Violettas Mund sprach leise ins Leere:

„Du Licht aus dem Licht ..."

„Verzeihung, ich brauche einen Besucherpass", fragte ein Augenpaar, das durch zwei Schlitze Violetta fest ansah.

Mit einem Schlag war Violetta wach.

Da stand also eine komplett Vollverschleierte vor dem Sicherheitscheck!

In schwarzem, wallendem Gewand, welches eine zarte Gestalt erahnen ließ und

Violetta nachdrücklich aus den Träumen riss, sprach eine zarte Stimme:

„Ich brauche einen Besucherausweis."

Auf so eine Situation wurde sie nicht vorbereitet, und jetzt, da der Offizier nicht im Hause war, gab es keine höhere Instanz, welche ihr die Vorgehensweise hier erläutern konnte.

„Es geht nicht", gab sie der Gestalt hinter dem Schlitz zu verstehen.

Ihr aber leuchtete nur eine strahlende grau-grüne Augenlandschaft entgegen. Eine Iris, schöner als andere. Tief, voller Leidenschaft, auf der, wie Mohnstreusel, kleine schwarze Punkte schwammen.

Die beiden Gesichter waren sich gefährlich nahe gekommen.

Ein Hoch auf das Panzerglas!

„Es ist aber von drängender Wichtigkeit, es wäre schon fast Gefahr in Verzug."
„Ich muss aber Ihr Gesicht sehen ..."

„Das ist mir in der Öffentlichkeit nicht erlaubt", sprach noch feiner das Wesen.

Violetta musste, wollte, konnte handeln.

„Dort in der Besenkammer können Sie sich mir, also, sich mir, also als Frau offenbaren."

Ein unkontrolliertes Wort folgte dem nächsten. „Also zeigen, also bezeugen, dass Sie es sind, die …“

Schon drehte sich das schwarze Gewand lautlos zu der schräg gegenüberliegenden Tür und war schon nahezu schwebend gen Kammer unterwegs, bevor Violetta den Satz beenden konnte.

Hastig zeichnete Violetta einen fliegenden Vogel in die Matrix und schloss ihre Loge und eilte hinüber zur Besenkammer.

Zu schnell zog sie die Tür hinter sich zu, dass sie vergaß, das Licht anzuschalten.

Es roch nach Bohnerwachs und Desinfektionsmittel, gepaart mit einer seltsam betörenden Fremdheit.

Eine unklare Ahnung von Myrrhe und Weihrauch, entschlossen die Kopfnote Sandelholz zu einer Blüte aus tausend und einer nacht:
Violettas Knie wurden Schwindel um Schwindel haltloser.

Ihre Hände tasteten sich neugierig durch die Dunkelheit, befingerten den einen und den anderen Besenstiel, ihre Lippen sprachen aber mit Bedacht.

„Sind Sie das …?“

„Ja, ich fürchte mich …!“

„Das tut nicht Not … Ich meinte nur, ich bin da … da … ganz da!“

„Mir ist kalt …“

„Ich suche das Licht … Da!“

Violetta erstarrte, ihr ganzer Körper durchzog ein warmer Wüstenwind.

In den Härchen ihrer Gänsehaut verfing der feine Sand, ihr ganzer Leib begann zu zittern.

Kolonnen von Zahlentürmen brachen in sich zusammen und fielen ihr wie Staub vor die Füße:

Die Frau vor ihr war nackt!

Nur der Schleier verbarg ihre Identität.

„Ich kann so nicht …!“

Die zarte Gestalt näherte sich dem Zahlenchaos.

Nah, ganz nah, dann hob die rechte Hand den schwarzen Stoff.

Aus Violettas Gesicht erbrach sich die totale Verwirrtheit:

„Erika?!“

* * *

Der Verbindungsoffizier Müller wartete noch immer im süßlich dumpfen Duft einer Behörde. Er wurde kredenzt aus Bohnerwachs und billigen Parfüms, die von überaus uneifrigen Beamten durch Fluren der Macht getragen wurden.

Müller fühlte sich wie zu Hause.

Vom Treppenhaus erklangen helle, schnelle, ja viel zu grelle schnelle Schritte. Stech gestochende Hacken.

Sie hallten nach und überlagerten sich im Rhythmus zu einem forensischen Swing aus der Feder des züchtigen Stadtteils Göhrden.

Dort bringt man die überregionalen Schwerstverbrecher hin.
Sinnigerweise neben der Gedenkstätte Zuchthaus Göhrden und der Nervenheilanstalt.

Am Ende des Ganges erschienen zwei Polizisten. Zwischen ihnen in Handschellen: Waldemar!

Auf der Höhe von Müller klopfte der kleinere der beiden Beamten, sich seiner Autorität bewusst, heftig und zackig an die gegenüberliegende Tür.

Kurz darauf öffnete sich diese und ein halber Glatzkopf blitzte hervor, ließ die Augen eine Runde laufen und verschwand genauso abrupt, wie er gekommen war.

Der Luftzug der schließenden Tür erschütterte das schüttere, feinst gekämmte Resthaar des körperlich weitaus größeren Beamten so in verzwickte Unordnung, dass die flinke linke flache Hand dieser Entgleisung erfolgreich den Garaus machen musste.

Verbindungsoffizier Müller musste unverblümt lachen, musste aber jeden Ton unterdrücken. Schließlich kannte er die Eitelkeiten seiner Kollegen.

Diese setzten Waldemar neben ihn und lehnten sich selbst leger an die Wand.

* * *

Violetta und Erika hatten diesen Samstag lange geschlafen.

Regungslos auf der Veranda lagen sie beieinander, im Mondschein und splitternackt umschlungen, so durchwachten sie die Nacht mit tröstenden Worten der Freude.

Das unerwartete Wiedersehen machte beide so glücklich, dass sie nicht – nicht jetzt – nicht morgen - vielleicht nie mehr einschlafen wollten.

Zu viel war passiert, zu einsam die Zeit, seit man sie voneinander gerissen hatte.

Violetta wurde von dem rheinländischen Toastbrot entführt, während Erika von ihrer Mutter in eine Stadt gezerrt wurde, die weit im Süden lag, dort, wo das große Gebirge das Land begrenzte.
Violetta kehrte gebrochen nach Hohenstücken zurück.
Dort, wo diese ungewöhnlichen Freundinnen ihren Leidensweg gemeinsam begannen.

Jetzt, wo die herbstliche Sonne kaum noch die Kraft hatte, ihren eigenen Zenit zu erreichen, saßen sie am Frühstückstisch und schauten sich in die Augen.

Dort die grau-grüne Wiese, hier das dunkle Himmelblau in den Augen.

Dazwischen die Kraniche, grau und gnadenlos ehrlich.

Beide wussten: Hätten sie damals einander nicht gehabt, wären sie nicht lebend über ihre Kindheit hinausgekommen.

Wie oft standen sie auf der Quenzbrücke. Mit dem Blick gen Westen, die Stahlwerke im Rücken, zu feige, Konsequenzen aus ihrer hoffnungslosen Ödnis zu ziehen.

Dieses ungleiche Paar hatte sich im Hagel des kollektiven Spottes gefunden. Sie machten etwas ausfindig, was sehr selten ist: eine exakt gespiegelte Matrix, deren Referenzpunkte Linien von dem weißesten Weiß bis zum schwärzesten Schwarz zogen. Dazwischen die unendliche Welt des Humors.

Und dem, was die Welt im Innersten zusammenhält: der bedingungslosen Liebe.

* * *

Der gewissenhafte Bürgermeister, der eilfertige Polizeichef, der mürrische Oberstaatsanwalt, der stotternde Chefarzt der Psychiatrischen Klinik und der Verbindungsoffizier Müller schwiegen.

Kein Wort sollte mehr über ihre Lippen kommen.

Über den Stand der Geschichte hatten sie stillschweigend vereinbart.

Zu heftig waren die Fakten, zu schmerzhaft die Spekulationen, zu elementar die Schlüsse, die man zog.

Die Bürger durften nicht beunruhigt werden. Niemals.

Man schwieg.

Nur ein Kopfnicken, und der Saaldiener dimmte das Licht. Die Jalousien wurden heruntergelassen.

Zwei Putzfrauen wischten emsig den großen Tisch im Sitzungssaal, polierten ihn und gaben immer wieder kleine Grunzgeräusche von sich. Allein, um den wartenden Herren zu verdeutlichen, sie verstünden nichts von dem, was hier vorging.

An dem einen Ende der Mahagoni-Scheibe saßen im Halbkreis die Ankläger.

Ihnen gegenüber sollte der Beschuldigte seinem Schicksal nicht entkommen.

Nun wurden den Herren kleine bunte Kinderlätzchen umgelegt.

Denn kein Speichel sollte diesen Raum verlassen.

Am Ende dieser kurzen Zeremonie huschten die Bediensteten genauso schnell davon, wie sie gekommen waren.

Nun stand der Bürgermeister auf, ging schweren Schrittes zur Tür, horchte und klopfte kurz gegen das Holz und schlüpfte schnell zurück zu seinem Stuhl.

Die Tür öffnete sich, und die zwei Polizisten führten Waldemar hinein.

Nachdem sie ihn zum Stuhl am Ende des Tisches positioniert hatten, nahmen sie ihm die Handschellen ab, verbeugten sich unterwürfig gen Tribunal und trippelten eilig davon.

Ein Scheinwerfer fiel auf das von Narben übersäte Gesicht von Waldemar, der ruhig seine Coolness zur Schau stellte.

Kein Zucken, kein Lächeln, kein tiefes Atmen: Er kannte das Spiel der Unschuld und blickte mit offenem Visier gegen die Mauer des schweigenden Tribunals.

Die zusammengekniffenen Augen der Ankläger ließen erahnen, es wird kein leichtes Spiel: Wer knickt ein und spricht als Erster ...

* * *

Was hätten diese beiden nicht alles erreichen können, fragte Violettas Hand, als sie sich auf die Hand der Freundin legte.

Ihre Mutter verlor in der Schmiede Wusterwitz ihren Job, wie Tausende, die sich dann gen Westen aufmachten, getrieben vom Goldrausch und den Verheißungen der schönen neuen Welt.

Die Mutter, die die härteste Arbeit gewohnt war, ließ sich an den zwei Rathäusern jener Stadt im Vorgebirge anstellen, die Ausgang vieler Tragödien wurde.

Das eine war die Neustadt, das andere sinnigerweise war die Altstadt. Nur verbunden durch eine alte rostige Brücke.

Regiert wurde dieses politische Yin und Yang wechselseitig in tiefster Harmonie, mal von den Roten, mal von den Blauen. Mal von den Frauen, mal von den Männern.

Zusammen bildeten sie das sinnempfindsame Lila: Die Farbe der Melancholie!

Nichts war daher zu ordnen, zu regeln oder zu verwalten.
Das Prinzip der schlafenden Waage gab dem Wechselspiel der Macht die beständige Unbeständigkeit, jene angenehm lähmende Indifferenz, das freudlose Glück der Melancholiker.

Die städtischen Angestellten dieser stabilen Instabilität hatten also rein gar nichts zu tun. Alles ging wie von einer fremden wohlwollenden Hand geleitet seinen schöngeistigen Weg.

Außer, wenn einmal etwas Aufregendes passierte! Wie, dass die alte Brücke eine neue Farbe bekommen sollte oder der halbjährliche Wechsel des Stadtrats in die jeweilige andere Hemisphäre stand bevor.

Was wurde da nicht eifrig kommuniziert, ja, die Aufregung schwoll so bedrohlich mächtig an, dass alle Apotheken der Stadt vor- und fürsorglich ihre medizinischen Auslagen bis nach Mitternacht geöffnet hielten, allein um für den Nachschub von Baldrian, Johanniskraut und für die höheren Gehaltsgruppen die unterschiedlichsten Tranquilizer wie Benzodiazepine bereitzustellen.

Zudem fütterte man die höchst kurze Zeit des Wechsels mit schmaler Kost aus Lob und gegenseitigem Respekt. Schließlich befand man sich im Wettbewerb um die Gunst der Berggeister.

So starb Erikas Mutter frühzeitig nicht aus Kummer oder Heimweh, sondern schlicht den gängigen Tod aus Langeweile. Das Los der Beamten.

Erika, noch so frisch, jung und fett, lernte unverblümt den Künstler Bernd kennen.

Dieser, obschon ein wenig älter und entschlossen kinderlos, nahm sich ihrer an.

Da seine Wohnung zu klein war und er ein Getuschel des Herrn Nachbarn Zange vermeiden musste, brachte er Erika in seinem Atelier in der Altstadt unter.

Dort sollte sie ihm gegen freie Kost und Logis als üppige Muse dienen.

Ja, sie wurde zum Kingsize-Modell, zur Langeweile in der Person einer Kröte verdammt.

Quälend in der Ecke gestellt ohne eigenes Stimmrecht. Stetig still halten, still sitzen, stillschweigend für das ausladende Stillleben des Meisters.

Sinn gab es ihr nur, wenn in den langen Nächten der Jäger und Sammler Bernd so vor der Staffelei saß, in krude Gedanken versunken, sie konzentriert auf seinen Hinterkopf starren und sich durch die Hirnschichten zum Kern seines Ichs hin durchbohren konnte.

Dort in der Echokammer des Gewissens spann diese musische Spinne dann eine feinsilbige, wortverfeinerte Matrix aus jenen grauen Fäden, die über das Körperliche hinaus, abrupt und nachhaltig in alle Ströme des individuellen Seins sich auszubreiten gedachte.

Dann, just, als sein letztes Rinnsal von Ich-Versessenheit die Kraft zum Widerstand verlor, war es die Phantasie der sprachgewaltigen Hydra, die sein Leben, sein Denken, sein Fühlen bestimmte.

Am Ende der Trance war Bernd gänzlich ohne Traum und erwachte zu seinem alltäglichen Geschäft, ohne Ahnung, ohne Groll, zunehmend aber mit einer ihm nie gekannten Leichtigkeit.

Diese Hülle, in der das Gerüst aus Koordinaten der tiefsten Präsenz ihm die Stimme gab, trug er zu jener alten Brücke, von der er dann zu den Bergen sprach:

Ich liebe Dich!

* * *

Durch die Jalousien kam das erste Licht des Morgens. Auf den Tischen lagen die Köpfe des Tribunals und schliefen.

Waldemar aber schaute immer noch regungslos in deren Richtung und schwieg und schwieg und schwieg.
Etwas sagte ihm im Rhythmus seines Herzschlages: Steh auf, steh auf, erhebe und gehe hinaus: Du hast den Stierkampf gewonnen.

So ging er durch die Straßen der Stadt. Schlenderte durch die Gassen und überlegte, was er jetzt tun sollte, um seine Tarnung nicht aufdecken zu lassen.

Er urinierte, soweit es seine Blase zuließ, an jede Ecke, setzte damit seinen olfaktorischen Besitzanspruch an dieser Stadt durch und ging befriedigt heim.

Zu Hause duschte er sich, frühstückte, nahm sein Fahrrad und fuhr an seine geliebte Stelle am See.

Dort angekommen, zog er sich komplett aus und sprang nackt ins Wasser.

Der Himmel über dem See spiegelte sich noch blass, bis die Wellen das Spiegelbild in tausend Zweifel zerbrachen.

Als er zurückkam, war der Himmel wieder zu sich gekommen und so konnte er mit seinem Ritual beginnen.

Ein großes Fadenkreuz. Im Zentrum eine kleine schwarze Fläche. Aus Asche.

Dort stellte er sich hinein.

Unmerklich noch, begann ein leises Summen. Dann stärker, klarer und entschiedener.

Er ließ seine Brust durch einen Ton erschallen, ein Brummen, dann ein gurgelnder Ton. Diesen ließ er in die Beine schwerelos absinken, ließ ihn wieder kraftvoll aufsteigen, in den Kopf, so pendelte dieser Ton zwischen den Polen einer gespannten Saite gleich. Hin und her. Eine ganze Zeit lang.

Bis eine wirksame Steigerung nur noch hinter diesem Ereignishorizont möglich war.

Mit dieser Kraft brach der Ton durch die Beine über die Fußsohlen ins Erdreich.

Dann war Stille.

Nur arglose Libellen sangen das Lied der Metamorphose.

Dann von der Ferne, aus dem tiefsten Osten der Steppe, nur als Ahnung, war der Gesang von Kranichen zu hören.

Erst nur die schwarzen Punkte am Himmel. Näherkommend, größer werdend, ungeduldiger.

Dann bildeten sie mit einem Male einen riesigen königsgrauen Kreis über Waldemar. Mit einem unglaublichen Durchmesser und einer unheimlichen Schwärze, einem ohrenbetäubenden Geschrei, sodass fromme Messgänger aus dem nahen Kirchmöser den Herrgott um Vergebung baten, dass er vom Armageddon ablassen möge.

Doch Waldemar hob die Arme, an der rechten Hand ein fehlender Zeigefinger. Er ließ alle Kraft des Erdreichs durch seinen gespannten Körper über die ausgestreckten Arme über den Stumpf des Fingers in dieses kreisförmige Ufo fließen.

Ein lang gezogenes “Om” schloss die spirituelle und körperliche Reinigung.

Die Erde hatte Pause. Nur einen Atemzug lang.

So schnell ein einzelner Kranich wie vom Blitz getroffen in seine Arme stürzte, so schnell war das jüngste Gericht verschwunden.

Nur von der Kapelle „Heilig Geist“ kam ein schüchterner Klang einer heiseren Glocke.

Noch zuckend und kaum atmend, lag der sterbende Kranich in den Händen des nackten Mannes.

Das Tier versuchte zu sprechen, aber es kam kein Laut aus dem Schnabel.

Lange betrachtete Waldemar das verendende Wesen, präzise und chirurgisch, wie er es oft zuvor getan hatte: Sich den Ausdruck merken, die Stunde des Todes für alle Ewigkeit zu konservieren: In einem Gemälde zu Ehren von Miguel de Santiago: El Cristo de la Agonía.

Waldemars Mund näherte sich dem Sterbenden und fragte ganz leise:

„Erika?“

* * *

Lange schaute Violetta auf die grau-grüne Wiese im Gesicht ihrer Freundin.

Erste Tränen, dann Schluchzen.

Erika fuhr fort mit ihrer Geschichte.

Dieser Bernd entglitt der Welt immer mehr.

Erika hatte nur die sanfte Macht der Worte.

Sie war Sprache, das Medium der Selbsterzeugung.

Am Anfang war sie und sie war das Wort.

Für das Handeln war der Maler selbst verantwortlich.

Bernd hatte einen Auftrag erhalten, eine Stimme sprach: Male das Leiden Christi am Kreuze.

Geistesabwesend mit sich selbst im Dialog sprach er davon, seinem Meister aus Quito, dem Großmeister der farblosen Malerei Miguel de Santiago, zu folgen.

Tagsüber ging er am Fluss, sprach unwillkürlich Passanten an, redete von einem Brocken, den er bergen müsse.

Er hatte den Auftrag von der Stadt eine neue Farbe zu finden, zu entwerfen, zu kreieren, “Sie wissen schon! Kicher kicher”.

Erika wusste, ihr Leben war in Gefahr.

Bernd wollte sie sterbend malen: Der Liebestod als Erlösung!

In der Stadt war folgerichtig der graue Bürgerkrieg ausgebrochen. Einst Freunde, jetzt standen sich Alt und Neu unversöhnlich gegenüber.

Die Geister der Berge säten Zwietracht, der Zorn über den Diebstahl ihres Königsgrau ließ sie schier zerbersten.

Erste Barrikaden wurden errichtet, ein einzelner Schuss, dann das Aufheulen der Sirenen.

* * *

Vom Plauer See trieb der Kadaver in die Stadt, vorbei an den Schleusen direkt in den alten Hafen hinter der Jahrtausendbrücke, die zwischen Altstädter Markt und Neustadt lag.

Der Laden von Waldemar war über Nacht geplündert worden. Der Bürger sah sich im Recht.

Nicht nur, dass dieser Fremdkörper in seinem Hass auf die Stadt alle Namensschilder an den Häusern entfernte und austauschte.

Allen war klar, dieser Mann wollte mit seiner ignoranten Arroganz Chaos und Zerstörung.

Er wollte alles andere als eine friedliche Revolution: Er wollte den anständigen Bürgern ihre Schlichtheit, ihren sympathischen Eigensinn rauben und sie zu Sklaven des feinen Geistes und Geschmackes machen.

Sie mit Luxusgütern demütigen.
Sie mit Qualität beschämen.

So etwas schreit nach Rache, nach Widerstand.

* * *

Violetta setzte eine zweite Kanne Kaffee auf, schäumte heiß die Milch auf und legte ihre Hände um die Schultern der zart gewordenen Erika.

“Spät, viel zu spät, merkte ich, in welch schwarzes Loch sie da gefallen war.”

Nachts floh sie von der Altstadt über die Brücke am Fluss zur Neustadt, wie ein angeschossenes Reh, blind vor Angst um ihr Heil.

Menschen rannten wirr und von Hass getrieben durch die Gassen und zerstörten, was sie in die Finger bekamen. Der Bürgerkrieg am Rande der Berge hatte Fahrt aufgenommen.

Auf der Brücke blieb Erika stehen, blickte flussaufwärts zu dem aufziehenden Gewitter, das von den Bergen mit Unheil drohte.

Erschöpft ließ sie ihren jungen Körper fallen. Da saß sie, spürte, wie der Fluss anschwoll, wie all die bunten Schlösser am mit frischem Grau gekleideten Gitter zitterten.

Bürger marschierten mit versteinerten Gesichtern von links nach rechts, von rechts nach links. Ihre Kriegsbemalung hatte nur ein Ziel vor Augen:
Die totale Vernichtung.

Einige, egal welcher Partei, blieben stehen. Sie erkannten die Hure Babylons, traten an die Gestrauchelte heran und spuckten ihre ganze Verachtung vor die falsche Muse.

Erika, ihrer mentalen Stärke bewusst, löste ein Schloss nach dem anderen aus dem Geländer. ...

All diese vergessenen Namen, all diese Hoffnungen, all die Sehnsucht nach Frieden...

Waren das geheime Voodoos, ein alter Ritus, um der Person zu entgehen, an die man sich gebunden hatte?

Ein Halleluja an die Welt: Der Mensch ist ein freies Wesen?

Jetzt zerrte sie eine Waise ohne Namen hervor, zog eine spitze Haarnadel aus ihrer Tasche und zeichnete auf das Schloss:

“Bernd & Erika”

Es war ein geschmolzener Gruß, eine Art Abschied, ein Versuch der Befreiung.

“Ich hielt das Unsere in der Hand und weinte. Ich wusste, die Welt hat sich grundlegend verändert.”

* * *

Vor dem Brandenburger Rathaus versammelten sich die Bürger der Stadt, bewaffnet mit blinder Wut.

Der Bürgermeister beschwichtigte, jetzt müsse die Stadt zusammengehalten werden. Sich nicht spalten lassen.

Kein Parteibuch, keine Religion, keine Klassenunterschiede sollten der Einheit im Wege stehen.

Der Mob aber forderte Genugtuung für all die Schmach, die man ihnen angetan hatte.

Der Händler der spitzfindigen Dessous, der seidenen Negligees, Babydolls und anderen Frechheiten, sollte keiner Gnade anheimfallen.

* * *

Am Abend, fuhr Erika fort:

"...sollte ich wieder Modell stehen!"

Bernd und der Fluss waren schon über die Schwelle getreten. Die Bürger leckten ihre Wunden.

Bernd stand vor dem Porträt. Im Mittelpunkt ein Loch: Ungemalte Unendlichkeit. Erika hatte den Zugang zu seinem Unbewusstsein verloren.

Dieser traumlose Mann ohne Vergangenheit, ohne Moral verschwand zielgenau in seiner eigenen Werte instabilen Matrix bis zur völligen Unkenntlichkeit seiner Persönlichkeit.

Ein unendlich kleiner Punkt: Ein fröhlich befreites Ich. Jenseits von Gut und Böse.

Er fragte Erika, ob sie Schmerzen habe.

Ihr Kopfschütteln antwortete, nur Fesseln schnürten ihr die Handgelenke.

Dann näherte er sich ihr, mit wildem Blick hob er eine Lanze, bereit, „El Cristo de la Agonía" zu sehen, diesen Todeskampf zu malen und unsterblich zu werden.

Dann verlor er das Bewusstsein.

* * *

Hubschrauber, Kollegen vom BND, umkreisten den Ort des Rituals.

Auf dem Altstädter Markt vor der Backsteinfassade des Rathauses formierte sich die Bürgerwehr, hakten sich einander unter und marschierten mit gemeinschaftlichen Willen entschlossen gen Plauer See.

Sirenen heulten auf, die Blaskapelle der Feuerwehr hob an, der Kirchenchor des Domes hatte gerade seine Stimmübungen beendet und die Hardrocker ließen ihre dicken Lautsprecher von ihren Groupies tragen.

Kinder mit Kochlöffeln auf alten Töpfen, Schiedsrichter mit Trillerpfeifen, alte Brandenburger mit quietschenden Rollatoren.

Eine Stadt im kollektiven Rausch der alles umfassenden Liebe zum Gemeinwesen.

Es erklang die Hymne der Stadt:

„Zu Brandenburg uff'm Plauersee,
ja da liegt een Äppelkahn,
und darin sitzt Fritze Bollmann
mit seinem Angelkram.

Fritze Bollmann wollte angeln,
doch die Angel fiel ihm rin,
Fritze wollt se' wieder langen,
doch da fiel er selber rin."

* * *

Violetta verstand jetzt, warum ihre liebste Freundin sich verbergen musste.

„Ich zog in den Osten der Türkei nach Konya und schloss mich dem Mevlevi-Orden, den tanzenden Derwischen, an. Ich wurde eine Muslima."

Violetta horchte und flüsterte:

„Ach! Du!"

„Nächtelang tanzten und drehten wir uns im Kreise. Die Trance war so beglückend, so befreiend. Mein Körper opferte der Freude all seine Energie."

Violettas Hand strich sanft über den Hals ihrer Freundin.

„Ach! Du!"

„Dieser Tanz machte mich weich, empfindsamer und öffnete meinen Horizont weit über das, was möglich war."

Sie hielt inne, ein grauer Schatten zog über ihr Gesicht, sie suchte Halt in der blauen Unendlichkeit von Violettas aufmerksamen Blick.

„Leider!"

Violetta drückte die Schluchzende an sich. Diese wischte sich die Tränen und fuhr fort.

„Eines Nachts, die Trance konnte nicht schöner sein, erschien ER."

Kurzes Schlucken.

„Ich sah, wie ein Wahn diesen pockennarbigen Maler zusehends zerfleischte, er sich an Tieren verging. Zuerst dachte ich, das war eine Sinnestäuschung. Die Trance war zu ungewöhnlich. Doch auch beim nächsten Tanz erschien das Monster."

Erika biss sich auf die Lippen.
„Heftiger, gnadenloser, aussichtsloser. Mustafa, mein Sufimeister, musste mich gewaltsam aus dem Horror befreien. Drei Tage lag ich fiebernd im Bett.", Erika stockte.

In der Ferne aus der Richtung der Stadt waren Hunde zu hören, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Lärm, so wild, als wolle man böse Geister vertreiben.

Ein blutiger Kuss und Erika fasste Mut.
Ihre Lippen roter als rot.

Sie beschrieb weiter, was ihre Trance ihr offenbarte.

Wie Bernd sich immer wieder neu erfand. Er erlog sich Biografien, so echt, so gekonnt, dass er selbst sie glaubte.

Erika wusste, dass hier ein Monster erschaffen war, um die Welt zu zerstören. Sie musste diesen pockennarbigen Mann stoppen.

In einer letzten Trance, einer Verschränkung einer beidseitig gespiegelten Matrix über tausende Kilometer hinweg, erfuhr sie, dass Bernd jetzt Waldemar hieß.

Der Schmerz über den Verlust des Brockens der Wahrheit trieb ihn in den Osten Deutschlands.

Das Blut war gestillt. Violetta lächelte.

„Deshalb kam ich in deine Behörde. Bände, ganze Bibliotheken wurden dort über dieses Phänomen geschrieben, gesammelt und wieder vernichtet. Die Erscheinung der Menschen ohne Eigenschaften."

Nachdem Erika ihren Bericht abgeschlossen hatte, lag Stille über dem Küchentisch und Erschöpfung saß neben Erleichterung.

Zwei traurige Augenpaare konnten keine Entscheidung treffen.

Nur im Hintergrund das Gekrächze von Kranichen und das Bellen von Suchhunden und die lärmende Bürgerwehr.

Schnell verstanden beide die Zeichen und stürmten hinaus. Sie folgten den Scharen der Bürger und der Polizei zum See. Dort, wo das Monster sein Unwesen trieb.

Als sie dort ankamen, war Waldemar Bernd verschwunden.

Nur ein in Sand gezeichnetes Fadenkreuz, in dessen Mitte lag ein weißer Steinbrocken, sonderbar silbern wie aus einer anderen Welt.

Ein leises Brummen, nein, ein verstecktes Wimmern.

Langsam näherten sich Erika und Violetta dem, während eine taube Mauer von erstaunten Bürgern nichts verstand.

Je näher die Ohrenpaare dem Stein kamen, desto deutlicher und klarer war die Botschaft.

Die beiden Frauen sahen sich an, lächelten und wiederholten, was sie hörten:

“Du!”

Der Verschwinder

Der Tragödie dritter Teil



*Miguel de Santiago, *El Cristo de la Agonía*, 17. Jahrhundert. Public Domain. Quelle: Wikimedia Commons.

Sie hatte das Lenkrad gerade noch halten können. Aber der Wohnwagen als Anhänger war schon aus der Bahn geraten. Bremsen war unklug. Weiterfahren, umso mehr, da vor ihnen ein Stau von roten Bremslichtern auf die Windschutzscheibe fiel und die Sicht noch unklarer machte.

* * *

Beide hatten Bernd längst vergessen. Und nach zehn Jahren eingetragener Partnerschaft entschlossen sie sich, zu heiraten und ein Kind zu adoptieren.

* * *

Der Flieger drehte sich. Unter ihnen Berge und die ersten schlichten Häuser von Quito. Das Flugzeug nahm eine engere Schleife, dann einen noch engeren Radius und schließlich eine extrem enge Kurve, bis es dann das Schlupfloch zur Landebahn fand.

Früher waren Landeanflüge in die Hauptstadt Ecuadors für alle Beteiligten noch ein echtes Abenteuer, und daher kam der Applaus für die erfolgreichen Piloten, welcher Nationalität auch immer, aus dem tiefsten, gerade aus dem Takt geratenen Herzen.

Die beiden frisch gewordenen Mütter wählten diese Stadt deshalb, weil sie ihre erste gemeinsame Südamerikareise dort starten wollten. Dort, wo ihr adoptiertes Kind ursprünglich herkam.

Violetta war schon häufiger in den Anden unterwegs. Als ranghöchster Verbindungsoffizier war sie die erste Frau, die Auslandseinsätze des deutschen BND koordinierte.

Sie und der Geheimdienst waren damals einem deutschen Verwandlungskünstler auf der Spur. Und diese führte einst auch nach Südamerika. Anfangs nach Bolivien, in die ehemaligen Silberminen der Stadt Potosí am Berg Cerro Rico. Dem reichen Berg, wo heute noch unter unsäglichen Umständen mühselig Zinn und gelegentlich Silber abgebaut wird.
Es hieß, dass ein gewisser Miguel de Santiago dort heimlich Sklaven hielt, um sich die Reichtümer der Stadt unter den Nagel zu reißen.

Potosí liegt auf 4.067 m über dem Meer.

Damals, sicherlich beschwerlichere Zeiten, war diese Region für Flachlandindianer bereits eine atemlose Todesfalle, wenn sie in dieser sauerstoffarmen Provinz harte Arbeit verrichten mussten.

In dieser abgeschiedenen Einöde soll eben dieser Deutsche, mit dem sinnstiftenden Namen Miguel de Santiago, sich angeblich mit Rohstoffen bereichert haben.

Es kam aber schon sehr früh der Verdacht auf, dass dieser Minenbesitzer weder an der atemberaubenden Natur noch an dem langsam dahinsiechenden Reichtum interessiert war, den Bolivien ihm so offenherzig und uneingeschränkt darbot.

Seine „Sklaven“, wenn man Menschen in Not so nennen darf, die für wenig Geld ihre Dienste anbieten mussten, waren allesamt namenlos.

Mit alten, schweren Bussen aus dem Amazonasbecken hierher verfrachtet, waren sie schnell in den kargen Baracken am Rande des Ortsteils Socabos verstaut.

Da die Busse immer reich gefüllt mit Arbeitern, aber immer leer zurück ins Tal fuhren, kamen Gerüchte auf, die bis nach Berlin-Mitte reichten, wo Leutnant Violetta Markov Dienst beim BND leistete.

Eine Hundertschaft einheimischer Charcas, Chichas und Quechua unter der Führung ihrer Priesterin Zaona mit ihren auffällig bunten Umhängen beschlossen, gen Santa Rita, zu den Minen zu ziehen, allein um eine allgemein gültige Klarheit zu schaffen.

Denn hier, auf der Höhe von fast 4800 Metern, vermuteten die verängstigten Bergbewohner den Ursprung des fast unhörbaren Wimmerns, welches nächtlich über die Hochebene, begleitet von einem süßlichen Geruch von verwesenden Tieren, schlich.

Den eisigen Wind - der gerne auch mal die undichten Fenster der einfachen Hütten in Schwingung gebracht hatte - schlossen die Menschen als Verursacher der Stimmen sehr früh aus, zumal sie sich auch aus dem Gestank keinen Reim machen konnten, da sich dort oben Tiere hin verirrten.

Entschlossen, wie einst der große Túpac Katari, diesem Kultur feindlichen Hokuspokus ein jähes Ende zu bereiten, versammelten sich diese Bergmenschen vor der neobarocken Catedral Basílica de Nuestra Señora de La Paz.

Da mit einem Deutschen zu rechnen war, der sich ihnen entgegenstellen sollte, wandte sich der umsichtige Bürgermeister John Lally zeitnah an die deutsche Botschaft in La Paz.

Dem deutschen Botschafter Brandlberger in der Avenida Arce war Potosí natürlich ein Begriff. Kamen doch einige bolivianische Komponisten, Maler, auch der eine oder andere Präsident aus dieser Region.

So war das alljährliche Fiesta de San Bartolomé ein fester Termin.

Zum Glück war es Anfang August, und eine Reise dorthin war eh geplant.

Seine Limousine brachte praktischerweise den Verbindungsoffizier, den deutschen Vertreter des Goethe-Instituts, nebst Kultureattaché und eine zweisprachige Protokollantin in die vermeintlich höchste Stadt der Welt.

Kaum angekommen, schlossen sie sich dem Tross der Willigen gen Santa Rita an.

Vorneweg die Banda Militar Boliviana mit der Hymne: Himno a Potosí!
Die dünne Luft machte dem Verbindungsoffizier Markov aus Berlin schwer zu schaffen.

Atemlos versuchte sie, den einen oder anderen Bolivianer nach dem Aussehen des Mannes da oben zu befragen.

Außer diffusen Beschreibungen, gerne gespickt mit den typischen Übertreibungen der Highlander, war nichts dabei, was Violetta hätte in ihr rotes Büchlein schreiben können.

Auf halber Strecke über karstiges Gestein schlich sich eine junge Frau, braun gebrannt, mit dunklen, gütigen Mandelaugen, an die Keuchende.

Sie sprach kein Spanisch, kein Deutsch, kein Englisch.

In ihrer Sprache versuchte sie anzudeuten, was sie sah: Sie zeigte ihre rechte Hand und machte mit der linken die Figur einer Schere.

Violetta verstand: Ein abgetrennter Zeigefinger!

* * *

Violetta wollte ihrer Liebsten, bevor sie in Bogotá ihren Adoptivsohn abholen, diesen riesigen bunten Kontinent zeigen.

Quito war der Ausgangspunkt.

Das Signal der jungen Indígena – die Schere aus zwei Fingern, die einen abgetrennten Zeigefinger andeutete – war damals der entscheidende Schlüssel gewesen.

Ein Mann, der sein Gesicht verändern, Pässe fälschen und Namen wie alte Hemden wechseln konnte, scheiterte letztlich an der Unbestechlichkeit seiner eigenen Anatomie.

Der fehlende Zeigefinger der rechten Hand war das einzige unumstößliche Merkmal, das Bernd vor zehn Jahren in Deutschland hinterlassen hatte, bevor er im Nebel des Amazonasbeckens und den Mythen der Potosí-Minen als Miguel de Santiago untertauchte.

Die kühle, dünne Luft und die gleisende Sonne von Quito riss Violetta abrupt aus ihren Gedanken. Neben ihr im Taxi drückte ihre Frau Erika sanft ihre Hand. Ihre Blicke trafen sich im Rückspiegel des Wagens, der sich durch die engen, steilen Gassen der ecuadorianischen Hauptstadt wand. In wenigen Tagen würden sie nach Bogotá weiterreisen, um ihren Adoptivsohn endlich in die Arme zu schließen.

Die Narben der Vergangenheit sollten eigentlich längst verblasst sein, überschrieben von zehn Jahren gemeinsamer Geschichte, Liebe und dem Versprechen eines Neuanfangs.

Doch die Schatten der Anden reichten weit.

Die Minen von Santa Rita, das unheimliche Wimmern im Wind und das blanke Entsetzen der Bergmenschen über das, was sie am Cerro Rico erlebt haben, waren für Violetta nie bloß Aktenzeichen beim BND gewesen.

Sie wusste, dass Miguel de Santiago dort oben im Hochland nicht nur Reichtum gesammelt hatte.

Er hatte ein Netz aus Identitäten gewoben, das sich wie ein Pilzgeflecht über den gesamten Kontinent erstreckte – nährend von den Schutzlosen, den Namenlosen, den Vergessenen, den Menschen ohne Eigenschaften und mental Labilen.

Die glorreiche Kolonialzeit sollte wieder auferstehen. Dort, wo sie endete: im Herz der Finsternis.

Die Geburt eines neuen Menschen!

Dort, wo einst eine Kultur der Zucht sich mit der Kultur der Magie zu einem weltumspannenden Amalgam verband.

Lange bevor moderne Apologeten des sittlichen Verfalls das Schwert der Ungläubigen gegen indigene Christen erhoben.

Als das Taxi vor ihrem Hotel im historischen Zentrum hielt, schob Violetta die Unruhe beiseite und strich ihrer Frau über die Wange.

Dieser Kontinent sollte ihrem Kind gehören, nicht den Phantomen einer abgewickelten Fahndung, er schal abgestandenen Vergangenheit.
Doch als sie an der Rezeption das Anmeldeformular ausfüllte und der ältere Mann hinter dem Tresen ihr den Zimmerschlüssel reichte, erstarrte sie für einen Herzschlag.

Die rechte Hand des Rezeptionisten war unvollständig. Der Zeigefinger fehlte sauber am ersten Glied.

Der Mann lächelte freundlich, völlig ahnungslos über das Beben, das er in ihr auslöste, und wünschte den beiden Frauen auf Spanisch einen angenehmen Aufenthalt.

Die Jagd war nie zu Ende gewesen – sie hatte hier gerade erst begonnen.

* * *

Einen Kilometer vor der Mine weigerte sich die Kapelle weiterzuspielen. Man wollte die Berggeister nicht erzürnen.

Die Indigenen, die wichtigsten Träger der Ausrüstung, hingegen weigerten sich, ohne musikalische Unterstützung ebenfalls weiterzugehen.

Der Bürgermeister beriet sich mit dem Botschafter, dieser wiederum fragte Violetta, ob es hierzu Dienstvorschriften gäbe.

„Es ist gar nicht nötig, diese zu befragen. Man könne die Kapelle bitten, ihre Hymnen zu summen“, schlug der Verbindungsoffizier vor.

Jhonny war begeistert über so eine kluge Frau, wusste aber auch, dass ein Heiratsantrag jetzt und hier völlig unpassend war, daher stimmte er zu: „Bei solchem Sirenengesumme dürften die Herren der Berge schnell einschlummern“, lachte er in die Runde.

Man schritt voran, bis zum großen Tor, das aus Stahl den Eroberern von weitem entgegen blitzte.

* * *

Wie am Samstag, so auch am Sonntag, schliefen Erika und Violetta sehr lange.

Der Tag am Plauer See mit dem Aufruhr der Bürger von Brandenburg, der lärmende Einsatz des Militärs, das Verschwinden von Bernd Waldemar und dieser sprechende Silberstein hatten allen Beteiligten viel Kraft gekostet.

Noch lange standen die beiden Frauen vor dem aschebedeckten Fadenkreuz, während der Verbindungsoffizier Müller Anweisungen für den Abtransport dieses merkwürdigen Objektes gab.

Es war vereinbart worden, den Stein in der Zentrale genauer untersuchen zu lassen.

Verbindungsoffizier Müller war ein Gentleman, ein fairer Verlierer und wusste die Situation der beiden Frauen gut einzuschätzen.

Es bedurfte keines Hackenschlags, als vielmehr eines demütigen Handkusses, um sich von der wiedergefundenen Liebe zu verabschieden.

* * *

Der Hotelier lächelte verlegen, spürte er doch die Irritation der Signoras.

Halb Englisch, halb Spanisch versuchte er, die Geschichte des „dedo perdido“ zu erklären.

„A painting was handed in here some time ago.“

Das Paket war an ihn adressiert.

Von wem? Das konnte er sich nicht erklären. Vielleicht aus dem Nachlass eines ehemaligen Gastes?

Zumindest packte er das Gemälde aus und war nicht minder erstaunt, ein Motiv vom „Todeskampf Christi“ zu finden.

Kunstgeschichtlich geschult, wie er war, erkannte er sogleich das Werk des Malers Miguel de Santiago aus Quito.

Er vermutete eine Fälschung oder zumindest eine Kopie, da dieses unbestritten makabre Gemälde gerade bei Nekrophilen ein begehrtes Sammlerstück darstelle.

Wer die Seelen der Latinos studiert, erkennt recht schnell den morbiden Hang zum „Día de los Muertos“ und versteht, dass der christliche blutige Opferkult und jener der Indígena eine unheilvolle Hochzeit feiern.

Daher ist der Weg zu Gabriel García Márquez mit seinem magischen Realismus und den visuellen Leichenfleddereien eines Diego Rivera oder José Clemente Orozco gar nicht weit.

Sonderbar erschien dem Hotelier allerdings, dass sich am Bauchnabel des nackten Cristo vor ihm ein „Agujero“ befand. Er überlegte: „How do you say that in English?“

„Loch!“, fuhr es aus Erikas Mund, bleich und stumm in der Rezeption.

„A hole“, durchbrach Violetta die Stille.

„Yes, a hole, so to speak“, gab der Fingerlose zu Protokoll.

Dann hatte er wohl unbedacht, fuhr er fort, aus purer Neugierde seinen Zeigefinger hineingesteckt.

Dann passierte etwas, womit er nicht rechnen konnte: Ein heftiger Schmerz ließ ihn seine Hand schlagartig zurückfahren.

Als er das Blut sah, war das Entsetzen unbeschreiblich: Der Zeigefinger war abgetrennt.

Schnell musste er die Wunde versorgen, so blieb keine Zeit, den Grund dieser Verstümmelung dingbar zu machen.

Später vermutete er ein Tier, vielleicht „una rata“, jene blinden Passagiere, die in Quito mehr als Einwohner zählen.

Das Bild habe er später in eines seiner Gästezimmer gehängt.

„We would like this room“, schoss es entschlossen aus Violetta.

Gesagt, getan.

Schon packten sie in dem Zimmer im obersten Stockwerk, am Ende des Ganges unter einer Dachschräge, ihre Koffer aus.

Da hing es also: Das Gemälde mit dem Loch.

* * *

Die Siegeskrümel, die Überlebenden des Sonntagsfrühstücks, lagen noch erschöpft auf dem Teller, dann wanderten sie schon in den Abfluss.

Nervös kratzte die Bürste die verhafteten Reste einer selbstgemachten Marmelade vom Porzellan, da hielt Erika inne.

„Sag, was ist mit?“

„Ich habe furchtbar geträumt!“

“ Das heißt...”, war ob des Kratzens kaum zu verstehen.

„Ich habe geträumt, ach, ich weiß es nicht. Es war so sonderbar. Wir haben eine Reise nach Ecuador gemacht.“

„Urlaub?“ Erika kratzte heftiger.

„Wahrscheinlich. Urlaub."

„Phantastisch! Lass uns Urlaub machen. Du meldest dich krank, wir mieten uns einen Wohnwagen und fahren mit unseren Farbfilmen an die Ostsee!"

Die letzten vom Wasser aufgedickten Brotkrumen fanden den seligen Weg ins brandenburgische Nirwana.

* * *

Die Schweißgeräte hatten schon ein beachtliches Loch in den Stahlmantel geschnitten, sodass die ersten Indigenen hineinschlüpfen konnten.

Es folgten Jhonny, dann der Verbindungsoffizier Violetta, der Leiter der Emission und weitere. Mit den Scheinwerfern in der Hand folgten sie dem Dunkel des Schachtes. Tief, tiefer, jede erdenkliche Veränderung des engen Raumes wurde sorgfältig ausgeleuchtet. Geflissentlich, professionell, allein um ihr Unbehagen zu verbergen.

Schließlich hörte der Tunnel auf.

Am Ende wieder eine Tür. Diesmal aus Holz.

Äxte, Bohrer und Sägen wurden herbeigebracht.

Dahinter ging es weiter: Das Bergloch schien unendlich.

* * *

Der Montag erfreute die Stadt Brandenburg mit einem sonnigen Herbsttag. Die Luft war klar und frisch. Das geruhsame Treiben war trotz der Vorfälle am Wochenende nicht aus dem Takt gebracht worden.

Jeder war erleichtert, dass die Bedrohungslage in albernen Spielen am Lagerfeuer am Plauer See ihr Ende fand.

Der Schöngeist Waldemar war verschwunden. Das war das Entscheidende.

Das Haus in der Hauptstraße, welches die Lingerie beherbergte, sollte abgerissen werden, und ein neues Kaufhaus sollte an dieser Stelle entstehen: Ein Schlaraffenland für Billigprodukte aus China.
Erika wartete vor dem Haus auf Violetta.

Schon kam sie mit dem gemieteten Auto, hinterdrein den Wohnwagen. Zügig war alles verstaut.

Das Haus wurde geschlossen, und gerade wollten sie losfahren, da legte Erika ihre Hand auf die von Violetta, schaute sie lange an und sagte:

„Was hältst du davon? Ostsee ist irgendwie langweilig. Lass uns in den Süden fahren. Ich würde gerne in meine alte Stadt fahren und schauen, was noch übrig geblieben ist."

Violetta zweifelte, gab aber nach.

* * *

Statt einer Verengung des Tunnels wurde dieser breiter. Unglaublich breiter.

Inzwischen passten alle Beteiligten der Expedition hinein.

Weitere Scheinwerfer mussten herbeigeschafft werden.

Der erschlossene Raum schien größer als vermutet. Die Lichtstrahlen einfacher Lampen verloren sich im Dunkeln.

Auch das Echo der erstaunten Stimmen schien sich an sich selbst zu verschlucken. Gefühlt wie im unendlichen Raum des Universums, war diese Höhle inmitten eines Berges, weit über dem Meeresspiegel, wie eine schützende Hand, wie ein im wahrsten Sinne Geborgensein.

Die Größe war der der Catedral de Sal in Zipaquirá bei Bogotá in Kolumbien ebenbürtig und setzte die ganze Mannschaft in Erstaunen: War das von Menschen gemacht!?

Die Kuppel, gut 9,27 m hoch und locker 15 m breit, erfüllte damit das Verhältnis des goldenen Schnittes; auch die Grundfläche des ganzen Raumes mit 120 m zu 74,2 m folgte damit den Proportionen exakt und unmissverständlich der Fibonacci-Folge: Dem Schlüssel der reinen Natur!

Violetta, der Ohnmacht nahe, zückte ihr rotes Büchlein und begann heftig mit Aufzeichnungen.

Die kleinen, feinen Lichtreflexionen des Silbers tief im Stein eingelagert, flackerten wie Sterne über die steinigen, kalten, glatten Wände.

Sie deuteten unbekannte Galaxien an und waren in ein fast nicht zu erkennendes Koordinatensystem, eine dreidimensionale Matrix, hinein datiert.

Gelegentlich blitzte ein Silberstern auf und verschwand. Das Schauspiel faszinierte alle gleichermaßen. Violetta dachte sofort an die Kraniche ihrer Heimat, ihrer Liebe und die grau-grüne Wiese, über der sich die Vögel auf den Weg in den Süden machten.
Die Halle war komplett leer, nur auf der Stirnseite gegenüber der Pforte war ein kleines Loch.

Unruhige Stimmen hallten in einem nahezu unendlichen Echo bis zu einer für den Menschen nicht mehr hörbaren Obertonreihe, und spekulierten und befürchteten bis zum jüngsten Gericht.

Nur die Stimme des Verbindungsoffiziers war stumm: Violetta lag ohnmächtig am Boden, ein Schüttelfrost ließ ihren ganzen Körper erzittern.

Schnell wurden Erste-Hilfe-Maßnahmen eingeleitet.

Violetta aber erholte sich überraschend schnell und stante pede schritt sie wortlos und von einer fremden Hand unausweichlich geführt auf die Öffnung zu.

Diese hatte gerade mal einen Durchmesser von 30 cm. Zu eng für einen normalen Erwachsenen, selbst ein Kind hätte Mühe gehabt, sich hindurch zu zwängen.

Violetta bestand darauf, es zu versuchen.

Ihrem nüchternen und resoluten Ton traute sich niemand zu widersprechen.

Selbst jene, die nur Quechua sprachen, verstanden: Das war keine Bitte, sondern ein Befehl.
Auf halber Strecke, der Unterkörper gehörte noch der „Catedral“, der andere war schon vom Berg verschluckt, blieb sie stecken, regungslos.

Es herrschte eisige Stille.

Niemand zählte die Minuten, jeder war mit dem Bangen um das Leben des Verbindungsoffiziers beschäftigt.

Dann plötzlich ...

Hier riss die Erzählung ab.

Erst später erfuhr der Präsident des BND, Müller, was mit seiner Kollegin seinerzeit in den Anden passierte.

* * *

Das Hotelzimmer war dunkel, spärlich eingerichtet und leicht muffig. Das Doppelbett war ausreichend. Ein kleines Fenster ließ einen Blick auf das Colegio San Gabriel zu, dort, wo das berüchtigte Bildnis „Mata Dolorosa“ hängt.

Dieses Bildnis der Madonna hatte am 20. April 1906 für Aufsehen gesorgt.

Vor exakt 120 Jahren hatten 35 Schüler des Konvents im Speisesaal, der heutigen „Kapelle des Wunders“, mit eigenen Augen gesehen, wie sich die Lider der Madonna öffneten und schlossen.

Dieses „Wunder“ hatte weit über Ecuador für Aufsehen gesorgt.

Letztlich wird wohl auch nur spekuliert werden können, wer einst dieses Werk geschaffen hat.

Dennoch bleibt es eines der wenigen „lebendigen Gemälde“, deren Existenz belegt ist.

Während Erika die Wäsche fein säuberlich in die Schränke verstaute, notierte Violetta jedes Detail des Bildes an der Wand über dem Bett in ihr rotes Büchlein.

Mit zusammengekniffenen Augen näherte sie sich langsam dem Loch auf dem Gemälde.

Sie konnte nicht umhin, eine fremde Kraft führte den rechten Zeigefinger in den Bauchnabel des Todgeweihten. Nichts konnte sie aufhalten, nichts.

Gerade als der Finger in der Öffnung verschwunden war: Ein entsetzlicher Schrei.

* * *

Über Kloster Lehnin und Beelitz nahm das Gespann mit dem Wohnwagen und dem Kennzeichen BRB die A9 Richtung Süden.

Es war schon früher Abend.

Man wollte auf Höhe der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze bei Hof, also bereits im Westen, einen Campingplatz ansteuern und dort ein paar Tage bleiben, um die nächste Etappe anzugehen.

Sich wirklich, wirklich viel Zeit nehmen, bevor sie die vom Bürgerkrieg zerstörte Stadt in Augenschein nehmen wollen.

Der Schmerz sollte in homöopathischen Dosen der Annäherung erträglicher sein.

Um sich emotional auf die vor allem für Erika schwierige Fahrt vorzubereiten, waren sie so nochmal in ihre Küche zurückgekehrt und saßen lange vor einer warmen Schokolade, tauchten ihre Zeigefinger wie ein U-Boot in den dunklen Andentrunk und gaben den süßen Geschmack der Inkabohne an ihre Zungen weiter.

Kurz vor 18 Uhr zählten sie den Countdown: 10, 9, 8 ... Bei 1 rannten sie lachend hinaus, hörten gerade noch die St. Gotthard-, die St. Katharinen- und die Domglocken um die akustische Vorherrschaft kämpfen und fuhren übermütig und quietschenden Reifen gen Süden davon.

Dann war Ruhe, bis der CD-Player den Auftrag erhielt, ihre Lieblingsplaylist abzuarbeiten.

Hinter dem Großen Fläming war die Laune bereits zum Bersten schön.

Man sang, man lachte, man küsste sich.

* * *

Der Schrei musste weit über die Calle Benalcázar und Calle Sucre bis in die Eingeweide des Konvents zu hören gewesen sein.

Tauben, müde vom Belästigen der Touristen, hatten sich auf den Simsen der Häuser, den Drähten der Elektrizität und den Fahnenmasten der Republik gerade ausruhen wollen, da stoben sie schon wie die Spreu vom Weizen in den dämmernden Himmel des „Carita de Dios“, wie Kitu-Kara also Quito oft liebevoll genannt wird, und verloren sich in die schlüpfrigen Gefilde der “Cordillera de los andes“.

Erika stand noch bleich und mit offenem Mund im Hotelzimmer und wunderte sich über die Kraft ihres animalischen Schreis.

Violetta hingegen blieb kühl und zog langsam ihren Zeigefinger aus dem Nabel des Gesalbten.

Nichts, rein gar nichts war passiert, notierte der Verbindungsoffizier in ihr rotes Büchlein.

„Lass uns morgen ins Convento de San Agustín gehen. Dort lebte dieser Maler.” Sagte Verbindungsoffizier und klappte das rote Büchlein schnippisch zu.

* * *

Plötzlich bemerkte Violetta, die ewig Misstrauische, dass seit einiger Zeit ein grauer Volvo an ihrer Stoßstange hing.

Man beschloss, an der Raststätte dem Verfolger eine Chance zu geben, unerkannt abzuhauen.

Es war bereits dunkel.

An der Raststätte liefen sich die Mäuse die Füße wund.

Kein Grau, kein gar nichts. Nur die gelangweilten Blicke des Tankwarts.

Espresso gezogen, Fahrerin gewechselt. Schokoriegel verstaut und schon ging es weiter.

Nach 3 km – da war er wieder!

„Wie hat er das nur gemacht? Na warte. Den Volvo bekommen wir schon klein."

„Denk an den Wohnwagen", wollte Violetta gerade sagen, da schaukelte schon das ganze Gespann.

Vor ihnen zwei Schlangen roter Lichter. Man hatte eine Rettungsgasse gebildet.

Hinter ihnen Blaulicht.

Ihre Geschwindigkeit und das Gewicht machten es unmöglich zu bremsen. Eine Kollision war unausweichlich.

Es sei denn ...

Es sei denn, Erika missbrauchte die Gasse als Rettungstunnel, in dem sie sich und ihre Freundin hinein quetschte.

Das Loch kam näher und näher ...

Violetta schrie laut auf und schon war alles dunkel.

* * *

Müller, Präsident des BND, hob den Kopf, schloss die Aktenmappe und sah Violetta fürsorglich an.

„Ach, Violetta."

Seit ihrer Beförderung duzten sie sich. Ihre Professionalität in der Affäre „Plauer See" hatte nicht nur die Securista zur Verbindungsoffizierin gemacht. Offenbar hatte sie auch Müller bis an die Spitze der Behörde gespült.

Die Ereignisse waren bis ins Kanzleramt vorgedrungen. Auf höchster Ebene war man zu dem Schluss gekommen, dass Beamte mit solchen Fähigkeiten den Fall weiter untersuchen sollten.

Müller lächelte schwach.

„Du siehst schon viel besser aus. Aber aus deinem Bericht kann ich auf nichts schließen. Auf rein gar nichts, was sich verwerten ließe."

„Das stimmt. Nachdem die Indigenen mich aus dem Loch gezogen hatten, war mir, als hätte ich tausendundeine Nacht geschlafen. Ich brauchte lange, bis ich meinen Körper wieder bewegen konnte. Minutenlang stand ich steif wie ein Zeigefinger in der Kathedrale."

Müller musste lächeln.

„Der Botschafter und die anderen waren höchst besorgt. Ich begann, von meinen Erlebnissen zu erzählen. Oder besser: von meinen Visionen."

„Das steht in den Akten. Aber wie waren deine Gefühle? Deine Empfindungen? Deine Gedanken?"

„Die gehören nicht in einen Bericht."

„Vielleicht nicht."

„Ich war eine Zeit lang sediert. In einer Art Trance. Zahlen gingen mir durch den Kopf. Formeln. Ganze Reihen davon. Eine Fremdeinwirkung gab es nicht."

„Auch das steht hier. Ebenso der Transport nach La Paz."

Müller sah ihr fest in die Augen.

„Du kannst mir vertrauen. Es bleibt unter uns."

Da begann Violetta zu weinen.

Müller schob ihr wortlos ein Taschentuch über den Tisch.

„Ich war glücklich."

Sie wischte sich über die Augen.

„Noch nie in meinem Leben war ich so glücklich. Es war, als würde ich mit dem Berg verschmelzen. Alles löste sich auf. Ich wurde Stein."

Müller sagte nichts.

„Und als das Glück seinen Höhepunkt erreichte, kam dieses Grollen. Ein Krachen. Eine Erschütterung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Der Berg zitterte vor Lust."

Sie hielt inne.

„Und ich zitterte mit."

Müller spürte, dass sie jetzt an etwas gelangte, das sie selbst kaum aussprechen konnte.

„Dann brach plötzlich ein Felsbrocken aus dem Berg. Riesig. Ich war darin geborgen."

Sie schloss für einen Moment die Augen.

„Und dieser Fels stürzte ins Tal. Weit. Ganz weit. Immer weiter. Dort blieb ich liegen."

Violetta atmete tief durch.

„Ich kam irgendwann zur Ruhe. An einem Fluss, vor einer Stadt."

Wieder schwieg sie.

„Dann kam eine Gestalt auf mich zu. Zuerst war es ein Mann. Dann plötzlich eine Frau. Dann wieder ein Mann. Immerfort wechselte es."

Sie suchte in ihrer Erinnerung.

„Als die Person ganz nahe war ... berührte sie mich."

Violetta wurde ganz ernst.

„Und es war ..."

Sie schluckte.

„Es war meine große Liebe. Meine ganz große Liebe: BROKAL."

Müller war bewegt. Er musste erst einmal ausatmen.

„Ich weiß", sagte Violetta leise. „Es hört sich sonderbar an."

Müller rückte seinen Schlips zurecht und nahm jene aufrechte, formale Haltung ein, die ihm so vertraut war.

„Gar nicht. Ich danke dir für deine Offenheit."

Er wollte zurück zur Sache.

„Was war mit den Sklaven?"

„Keine. Wir fanden keine. Weder Leichen noch Lebende."

„Aber der Verwesungsgeruch?"

„Kam von einem Feld hinter dem Sattel. Dort ziehen sich Lamas im Alter zurück, um zu sterben."

Müller notierte es.

„Das Wimmern", fuhr Violetta fort, „kam vermutlich doch von den Baumstümpfen. Später haben wir in der Botschaft weiter recherchiert. Anfragen nach Brasilien gestellt. Diese sogenannten Sklaven waren nicht feststellbar. Niemand wurde vermisst. Es war, als hätte es sie nie gegeben."

Müller sah auf.

„Es verschwinden immer Menschen. Das muss nichts heißen."
Er blätterte.

„Hier steht, auch Miguel de Santiago sei verschwunden."

„Wir haben später an mehreren Orten nach ihm gesucht, an denen er angeblich gesehen worden war. In der Atacama-Wüste. Am Titicacasee. Später in La Plata, in Argentinien oder Chile. Nichts."

Sie schüttelte den Kopf.

„Kein Bernd. Kein Waldemar. Kein Miguel. Die letzte Spur verlief sich in Santa Fe de Bogotá."

Müller schloss die Aktenmappe.

„Gut. Das wäre es erst einmal."

Violetta nickte, erhob sich und ging zur Tür.

Gerade als sie sie öffnen wollte, kam Müller hinter ihr her.

„Ich wollte dir noch einmal für alles danken."

Er griff in seine Tasche.

„Und dir das hier zurückgeben."

Er legte ihr etwas in die Hand.

Violetta ging hinaus.

Erst auf dem Gang öffnete sie die Finger.

Sie musste schmunzeln.

Es war ihr Ohrläppchen.

* * *

Violetta hatte übermüdete Augen!

Erika war vor zwei Tagen für tot erklärt worden.

Dann aber erwachte sie wieder, und das Personal des Krankenhauses tat ihr Bestes.

Nun lag sie da, so ruhig und friedlich, fast mit einem Lächeln.

Violetta sog mit all ihrer Liebe jede Regung, jeden Atemzug, sorgenvoll auf. Kein Herzschlag wurde übergangen, kein Zucken der Nerven an den Autobahnen der Träume.

So war es mehr als ein Ereignis, wie der Himmel die Kraniche auf grau-grüner Wiese empfing. Sie war ihrer Freundin keine Sekunde vor der Seite gewichen.

Erika war erwacht. Das war für sie wichtigste. Ihre große Liebe hat alles überlebt. Auf der Autobahn hatte sie die Kontrolle über das Wagen verloren.

Aber sie dachte zuerst an ihre Violetta, die neben ihr saß und schrie.

Dann war alles schwarz.

Kein Traum, kein Schmerz: Gar nichts.

Nur ihre Liebe schützen.

Sie lächelten sich an.

Sie wussten, sie hatten ein langes gemeinsames Leben vor sich.

Erika streckte die rechte Hand zu Violettas Gesicht, beide erschraken nicht. Es war das Siegel ihrer Liebe: Der rechte Zeigefinger wurde beim Autounfall abgetrennt.

.

Die Heimreise

Der Tragödie vierter Teil



Eigenes Bild / KI bearbeitet / ©brokalhaus

Ein großer, starker, junger Mann mit pechschwarzen Haaren und strahlend weißen Zähnen, gemalt mit vollen Lippen auf einem goldenen Teint, der selbst das ältere Ehepaar auf der Veranda verzückte, betrat das Blickfeld von Violetta und Erika Markov.

Vorsichtig stellte er die Tassen mit heißer Milch auf den Tisch, legte zwei Schokoladenriegel dazu, lächelte unverschämt nett und verschwand wieder im Haus.

Wie zwei Synchronschwimmerinnen tauchte das Paar die Riegel gleichzeitig in das dampfende Weiß, bis sie untergingen wie zwei U-Boote.

Diese Art der Submarinos haben sie aus Argentinien mitgebracht.

Erika hob ihr Buch und las:

„Ein Tropfen und ein Tropfen ist ein Tropfen."

Violetta musste spontan lächeln.

„Und?", wollte ihre Freundin aber wissen.

„Arseni Alexandrowitsch Tarkowski."

„Chapeau, Madame. Jetzt du!“

„Was ist eine non lineare Phasenverschiebung zweier konvexer Matrizen?“

„Ein Scheidungsgrund …“

Das schallende Gelächter der beiden älteren Damen ging weit über den Plauer See bis hin zur Insel Kiehnwerder und brachte dort das gut einstudierte Balzverhalten der gefiederten Bewohner für den ganzen Vormittag komplett außer Takt.

Sie hatten sich eine alte Villa gekauft, in der sie ihren Adoptivsohn aufziehen wollten.

Das rote Backsteinhaus mit seinen rustikalen Verzierungen, über die das Efeu mit dem wilden Wein entlang des massiven Fachwerks um den besten Platz an der Sonne konkurrierte, wirkte wie ein Landsitz eines Försters aus einem vorzeitig verarmten Adel.

Der üppig bewachsene Garten mit Bergkiefern und goldgelben Koniferen gab den Blick auf den See frei und war zwar recht klein, aber für ihren Sohn ausreichend, da das Grundstück direkt an einem Teerweg für leichtfüßige Radler und schwergradige Fußgänger endete und anschließend eine kleine, durchaus liebliche Rasenfläche die Verbindung zum See mit den kleinen Bootsanlegern und einer noch kleineren Badebucht verkürzte.

Dort im See lernte der Sohn schwimmen und trainierte sich diesen unglaublich athletischen Körper an, den die beiden älteren Damen im ästhetischen Sinne höchst erfrischend fanden.

Wie das indonesische Sprichwort so treffend sagt: „Sich mit der Schönheit die Augen waschen."

Der Blick von der Veranda öffnete ein beeindruckendes Panorama auf und über den ganzen See. Linker Hand die farbigen Ausläufer der unter Denkmalschutz gestellten Häuser der Arbeitersiedlung Kirchmöser, die mit ihrem pastelligen Couleur, in die untergehende Sonne gestellt, ein eindrucksvolles Farbspektakel für das künstlerisch geschulte Auge boten.

Rechter Hand die willfährig romantische Kiehninsel, daneben in weiter Ferne der Stadtteil ihrer unsäglichen Herkunft Hohenstücken – zum Glück von den Brandenburger Elektrostahlwerken der italienischen Riva-Gruppe verdeckt – dazwischen konnte man, wenn man es unbedingt wollte, den Margarethenhof mit dem Plauer Schloss erahnen, welches nebst Schlosspark auch den durch Theodor Fontane berühmt-berüchtigten Blick auf den See innehatte, welcher wiederum 1911 von Graf Hans Adolf Erwein von Königsmarck als Tontaubenschießanlage zweckentfremdet wurde.

Die sogenannte Ausflugsstätte “Havelhecht”, lärmtechnisch aufdringlich nahe der beiden Versorgungsempfängerinnen, bot gerade in leicht verdaulichen Sommern für erfreuliche und weniger erfreuliche Abwechslung in musikalisch rustikaler Extravaganz.

Seit Herbstanfang wegen Personalmangels geschlossen.

Als der lustlos aufsteigende Herbstnebel in verwirrenden Spinnweben sich über das gut gemeinte Ensemble legte und die verwandtschaftlich geneigten Kraniche ihre elliptischen Linien zogen, wartete das in Decken gehüllte Elternpaar Markov mit ihren Lieblingslektüren auf der Veranda auf ihren Sohn mit der zweiten Tasse heißer Milch.

Erika ergötzte sich an ihren opulent bis ins Absurde verrenkten und nichts sagenden Landschaftsbeschreibungen, Violetta an dem abstrusesten mathematischen Modell spekulativer Wahrheitsmatrix n-ter Dimensionen, das sie in ihrem roten Büchlein schamvoll kichernd einschloss.

Sie nannten ihn Miguel Angelo. Allein wegen seiner dunklen Augen, die aus Zeiten der frühen Renaissance mit aller melancholischen Härte herüber zu blicken schienen.

Er war gerade mal ein paar Monate alt, als man ihn anonym in ein Kloster nahe Bogotá brachte.

Man wusste aus einem herzlosen Begleitschreiben, dass die Eltern arm waren und aus Quito stammen.

In Bogotá erhofften sie sich eine bessere Zukunft. Ohne Senkblei.

Über den abgetrennten Zeigefinger der rechten Hand gab das eilig angefertigte Schriftstück dagegen keinerlei Auskunft.

Die frommen und ebenso strengen Schwestern des „Casa de la Madre y el Niño“ zuckten nur mit den Achseln: „Probablemente una rata.“
Da sie deutsch sprachen: ” Wohl eine Ratte.”

Eine Adoption allerdings von zwei Frauen, und seien sie von wem auch immer getraut worden, kam für die katholische Heilslehre in Lateinamerika absolut nicht infrage.

Dafür sprang der damalige Vorgesetzte von Violetta „pro forma ad nomen molinarius“ ein.

Violetta und Müller fingierten also ein Ehegelöbnis mit gekreuzten Fingern hinter dem Rücken.

„Unsere Klingel hört sich an, als hätte sie Asthma“, witzelte Erika.

„Ja, wir sollten sie abstellen, damit wir endlich unsere Ruhe haben."

„Robert ist da!", rief Miguel aus der Diele.

„Lass ihn doch ..."

Da stand Robert Müller schon mit einem breiten Lächeln vor ihnen.

Für sein Alter war der ehemalige Chef von Violetta noch recht rüstig, dennoch täuschten seine Sorgenfalten nicht darüber hinweg, dass seit seiner Pension einiges Schwerwiegendes seinem mentalen Verdauungsapparat zu schaffen machte und er die daraus entstandenen Widersprüche nicht ertrug.

Die drei blieben auch nach ihrer Dienstzeit beste Freunde.

Robert Müller begann, ihre gemeinsame Zeit literarisch aufzubereiten. Die vielen Ungereimtheiten in dem Fall Miguel de Santiago hatten ihn schon zu Diensten derart aufgerieben, dass er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig entlassen werden musste.

Die gut dotierte Demission machte ihn aber nicht gesünder. Er wusste, dass die neue Regierung diesen Fall nicht weiter verfolgen wollte.

Aus Kosten- oder was auch immer aus Gründen.

Er war nie politisch, und das Spekulieren sollte auch kein neues Laster im Alter werden, aber den Staat so fahrlässig zu gefährden, grenzte seiner Meinung nach an Hochverrat.

Er blieb sich treu und ein Schöngeist mit einem tiefen Hang zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Der Grund, warum er sich nur in der Gegenwart der beiden Freundinnen am Plauer See wohl, frei und heiter fühlte.

Er schloss sich nämlich jenseits dieser ersprieslichen Visiten am See in den Keller seines Hauses ein und verbrachte etliche Jahre damit, die Akten über den „Fall der Fälle“ immer wieder neu zu ergrübeln, die Blätter permanent neu zu sortieren, zu verändern und spekulative Geodaten anzulegen. Am Ende des Tages alles wieder zu verwerfen und so fort.

Es fehlte der entscheidende Hinweis!

Diesen erhoffte er sich nun, heute endgültig bei den älteren Damen zu erfragen.

Er wusste: Ein nahezu unmögliches Unterfangen.

Also hatte er sich folgende einfache wie geniale Strategie ausgedacht:

Er schreibt ein Buch. Das Buch! Das Buch der Bücher!

Er erhoffte sich, wie er nebenbei zu bemerken gedachte, durch eine Veröffentlichung auch oder gerade im lateinamerikanischen Raum Personen zu bewegen, sich bei ihm zu melden, falls sie Einblicke oder Kontakte oder Theorien zu den genannten Strukturen hatten oder haben oder haben werden.

Der Titel des Romans lautete: „Im Kopf die Tropen“. Nicht Herz und nicht Finsternis: Sondern Licht!

Der Titel war ein Volltreffer. Und die beiden Damen waren für eine Danksagung vorgemerkt.

Das dritte U-Boot ging sang- und klanglos in der heißen Mild unter: Alles war in bester Ordnung. Eine tiefe Harmonie lag unausgesprochen über diesem Dreiergespann, das vor ihrem Kakao über die letzten Viertel ihres Lebens heiter zu philosophieren gedachten.

Robert schlürfte nippend das Heißgetränk der Anden, ventilierte geschickt der gestressten Zunge kühle Luft aus der Tiefe des Raumes zu und lächelte in sich hinein.

Wenn alte Leute zusammensitzen, muss nicht mehr viel geredet werden.

Wenn sie dann auch noch viele Kapitel ihrer Biografie gemeinsam verfasst haben, bleiben nur noch Fragen offen, die jenseits des Alltags liegen.
„Na dann mal los, mein Lieber“, sagte Violetta. „Es brennt dir doch auf der Zunge.“

Es bedurfte keiner Antwort, nicht einmal eines Zuckens der Augenbraue, denn die unterirdische stumme Kommunikation alter Bäume findet nicht im öffentlichen Raum der spitzen Ohren und Zungen, sondern im Dunkel der bescheidenen Weisheit, im unterirdisch Geheimen, an den zarten Berührungen der Wurzeln statt.

„Ich bin die letzten Monate wieder und wieder die Akten durchgegangen.

Gerade zog ein Kranich vorbei und verabschiedete sich krächzend gen Süden. Man ließ ihn und sich eine kurze Pause.

„Habe jedes Detail neu sortiert, habe versucht, komplett neue Zusammenhänge zu finden.“

Wieder ein Kranich, der Ehegatte. Auch krächzend. Aber weniger laut, aber mit ebenfalls dem gebührenden Respekt bedacht.

„Alles wieder verworfen.“

Ein Seufzer. Von Robert. Stille. Und eine tiefe Anteilnahme.

„Alle möglichen Fehler wurden aussortiert und mit bestem Gewissen und Sorgfalt – was man mir wohlwollend und zu Recht unterstellen kann – eliminiert. Selbst einzelne Schnipsel aus den Originalen heraus gekratzt, habe ich zusammengeklebt in der Hoffnung, einen Teil des großen, des ganzen, ja vielleicht des wahren Bildes zu erkennen, das mir möglicherweise die Erklärung für diese sonderbaren Verbindungen offenbart, mit der ich endlich die Geschichte abschließen kann, darf und muss."

Kein Kranich, kein Frosch, nur noch eine tiefere und stillere Anteilnahme.

Dann, die beiden Synchronschwimmerinnen im gemeinsamen Akkord: „Ach" und kurz hinter dem Eintauchen in seine Gefühlswelt: „Du Lieber, du unendlich tapferer Krieger."

Miguel Angelo brachte den obligatorischen Cognac.

Die Trinität aus wohlwollenden Blicken bewunderte gerade, wie geschickt Angelo mit den ungleichen Händen Flasche und Glas hielt, da platzte der Geheimdienstler aus Robert heraus:

„Ich begreife bis heute nicht, warum du bei dem Gemälde damals unbeschnitten davongekommen bist.

Und warum du bei deinem Einsatz in der Höhle von Bolivien so ungeschoren heimkommen konntest."

„Du musst die Zeitsprünge berücksichtigen."

Ergänzte die Literatin Erika und kam gleich zu ihrem Thema:

„Die Gedanken in Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart sind miteinander nur in der Literatur verschränkt. Deshalb ist für uns Identität und Wiederholung nicht Wahrheit, sondern Weisheit."

Robert versuchte vergeblich Sinn und vor allem die Antwort aus diesen kryptischen Sätzen zu extrahieren.

„Ja, es sind die fremden nonlinearen Gedanken in einem, es ist ..."

Violetta schaute Erika liebevoll an.

„... die bedingungslose Hingabe."

Die tiefen Augen des Adonis begannen zu leuchten.

„Es ist nicht Aufgabe ..."

Miguels Augen fingen Feuer.

„... es ist viel mehr als das!"

Der junge Mann stand gefährlich nah am Wasser.

„Es geht weit über das Individuelle, über die eigentliche Körperlichkeit hinaus. Es ist das jüngste Gericht auf Erden."

Kurz schwieg Erika, von den Worten selbst ergriffen, dann mit heiliger Inbrunst:

„Wenn der Mensch geschaffen wird in der Berührung mit der Unendlichkeit, dann ist der Finger das Geschenk und das Opfer zugleich an alles, was uns durchdringt."

Leises Seufzen, aber die tiefen schwarzen Augen blieben aufmerksam.

Violetta übernahm: „Ich war damals noch nicht weit genug, und ES musste einen profanen Umweg gehen, mich zu berühren. Ich hatte damals nicht wirklich begriffen, was in der Kathedrale der Sterne mit mir passiert war."

Angelo war sichtlich erregt.

Violetta Markov erklärte weiter:

„Heute bin ich alt, und mein Zeitvektor nimmt exponentiell die Kurve in die Unendlichkeit."

Miguel lächelte, er wusste, warum er seine Mutter so liebte.

„Ich verstehe jetzt die Zeichen von damals. Das letzte Puzzle war mein Sohn, sein Vater, meine Frau. Die Fortpflanzung …“

Robert schaute verwirrt.

„Lass es mich mathematisch erklären:

Ein für den Normalen erlebbares Koordinatensystem hat drei lineare Vektoren des Raumes und einen der Zeit.

In der Höhle, in dem Nabel des Berges, war ich der Nullpunkt von allem, und von dort aus breiteten sich die Vektoren der Matrix in alle Welt.

Dann bekam die ganze Matrix eine unvorstellbare und nicht berechenbare Dynamik und war erst mal nur durch das Gefühl zu begreifen: Die nicht linearen Koordinaten.”

Robert schaute nicht verwirrt, sondern nur in die Leere: Da war allerdings auch nichts zu greifen.

“Die Überwindung der Zeit wurde durch die Verdichtung der Skalen, also des Raumes, ehedem zum Loch: Das Verkürzen der Vektoren ins Zentrum: eben jenem Loch, in dem ich mich befand. “

Jetzt begann auch Erika zu seufzen, was sich aber ob der Absurdität in ein heftiges Gelächter wandelte, sie hörte:

“Dann hörte ich das Hintergrundrauschen, das herzhafte Lachen des Schöpfers.”

Wieder wurde das sinnfreie Balzen auf der Insel Kiehnwerder unnötig unterbrochen, da nun die ganze Familie Markov sich in heftigstes Gelächter ausschüttete.

Robert verstand gar nichts. Auch bemerkte er nicht das silbernen Blitzen in den mandelschönen Augen seines herrlichen Adoptivsohns!

“Was hat das alles mit den Sklaven aus dem Amazonasbecken zu tun? Welche Rolle spielte Miguel de Santiago alias Bernd, Waldemar ...?

Nachdem alle drei sich ausgelacht hatten, kam Erika ins Spiel:

“Es war eine Art Auftrag: die Überwindung der Unsterblichkeit.
Oder anders: Die Schöpfung. Das immerwährende Verschwinden.”

Violetta fuhr fort:

„Die Berührung mit dem ES - BROKAL - hatte einen Preis, wie Michelangelo es uns in der Sixtinischen Kapelle offenbart hat: den Zeigefinger.“

Robert hatte endlich Anschluss gefunden: “Daher der abgetrennte Finger. Die Trennung vom Göttlichen”.

“Mama als Mathematiker war gegen spirituelle Spekulationen immun. “

Erika: “Daher war es an ihr, den Bann der Unsterblichkeit zu lösen, in der sich Miguel de Santiago durch sein Bild befand.”

Robert war immer noch bei der Sache.

“Dieser alte und unsterbliche Maler hatte sich Bernd ermächtigt. Das war sein Wahn. Ich habe das auch erst sehr spät begriffen. Es war die Berührung mit dem Stein.”

„Die Gnade des Verschwindens.” kam es aus dem schönen Mund des Sohnes.

Alle drei schauten ihn an und lächelten über dieses Geschenk der Natur und dankten ihrem Gärtner.

Robert unterbrach:

„Aber, aber, was war der Auftrag?“

Hier unterbrechen wir kurz das sonntägliche Tête-à-Tête und gehen zurück zu dem Tag, an dem der Tross vom Cerro Rico abgestiegen war.

Erikas Gedanken waren eindeutig.

„Ich hole schnell den nächsten Cognac“, sprach die schöne Stimme.

„Und Film ab!“, klatschte Violetta, schon leicht trunken, in die Hände.

***

Rückblende:

Es ist eine Binsenweisheit: Der Abstieg ist schwieriger als der Aufstieg.

Und das gilt nicht nur für die Berge.

Auf dem Marktplatz von Potosi konnte Violetta mit geschlossenen Augen den exakten Ort ihrer Knochen und deren Befestigungen aufsagen. Wären da nicht die Muskelschmerzen, sie hätte vor versammelter Mannschaft den Beweis angetreten.

Aber der Botschafter, Jhonny, Maria Magdalena und alle ihr mit Liebe zu geneigten Indigenen, hatten Nachsicht und trugen sie auf Händen zur Limousine.

Etwas war passiert.

Kinder erwachen aus einer Fiebernacht und sind plötzlich gewachsen. Das ist die Natur, die das Wachstum entzündet: Bis sie schließlich erwachsen sind: Dann ist das Fieber eine Bedrohung.

Ganz anders bei Violetta: Ihre Aura, ihre Präsenz machte alle demütig und weich.

Nein, sie wurde nicht wie eine Göttin verehrt: Ihr Menschsein öffnete alle Herzen.

Man brachte sie in die Clínica Alemana in der Av. 6 de Agosto 2821 in La Paz.

Man wollte sichergehen, dass der Verbindungsoffizier keinen Schaden nahm bei dem – ja, wie sollte man diesen Akt nennen: Rückkehr in den Mutterleib? Penetration eines Berges? Oder bohrende Fragen der Wissenschaft?

Im Krankenblatt verzeichnete man: "BROKAL". Keiner wusste, was das bedeutete. Violetta hat diesen Namen in der Trance immer wiederholt.

- Dumm genug, denn spätere Aspiranten für eine Doktorarbeit spekulierten auf eine neue, noch unerforschte Krankheit.

Ganz Quito, Guayaquil, das ganze Land, nein, ganz Südamerika hoffte auf den ersten Nobelpreis für sein Land, allein, um den Gringos mal den Stinkefinger zeigen zu können. -

Der Verbindungsoffizier Violetta litt an etwas völlig Unsichtbaren. Aber wer sie kannte, merkte sofort, dass sich etwas Grundlegendes in ihrem Wesen verändert hatte.

***

„Und das kann ich vollends bestätigen“, sagte Erika und nahm das Nicken von Robert wahr. „Ich kann mich sehr gut erinnern. Wir hatten mehrmals telefonisch Kontakt. Ich wollte sofort nach La Paz. Die Ärzte beruhigten mich. Diese Veränderung hatte eher etwas Positives. Alle medizinischen Eckdaten waren hervorragend.”

Violetta schien gegen den Kontakt mit dem Jenseits immun. Ihr Glück bestand im Jetzt.

Daher auch Jahre später in Quito. Dort besuchten sie den „Convento de San Agustín”. Jenem Kloster, in dem der Unsterbliche sein Atelier hatte.

Noch im Hotelzimmer war sie nicht empfänglich für den Nabel des Gekreuzigten.

Ihr analytischer Verstand betrachtete die Welt als etwas Vorhersehbares: Einer stetigen Funktion in der Zeit.

Mystische Phantasien überließ sie ihrer literarisch verklärten Gattin.

So standen sie in den Gängen des Konvents und warteten auf den Prior.

Gerade kam die Augustinerkutte um die Ecke, lud mit breitem Lächeln beide zu sich und winkte mit der rechten Hand - der ein Zeigefinger fehlte - in Richtung Skriptorium.

Niemand wunderte sich.

„Nein, niemand!“, sagte Miguel Angelo und entschuldigte sich für die Unterbrechung.

Der Abt führte das Paar an jenen Platz, wo einst jener Künstler das Gemälde schuf.

Die Werkstatt war ungemein groß, weniger eine Kapelle als ein riesiges Kirchenschiff. Galerien, Kreuzgänge, Gebetskapellen. Ein Echo in schönster Resonanz.

Am Ende, wo man den Altar vermuten wollte, eine weisse, nackte, kalte Wand: In der Mitte nur das Werk „El Cristo de la Agonía“, alleine beschienen durch das spärliche Sonnenlicht, das es durch die bunten dicken Glasfenster schaffte.

Mit unvorstellbarer Anspannung sah Erika, wie sich Violetta kühl dem Bild näherte.

“Der Auftrag?“ fuhr es aus Robert. “Der Auftrag?”

Violetta war bereits nah am Bild, mit der flachen Hand bedeckte sie den Nabel des Gekreuzigten.

In der heiligen Kapelle klang ein leises Stöhnen, dann war Stille und Jesus schloss mit einem glücklichen Lächeln für immer seine Augen.
“Das war ihr Auftrag.” platzte Robert Müller erstaunt aus seiner Ungeduld heraus.

Plötzlich drehte Violetta sich zu Erika und sagte raumfüllend:

„Da ist kein Loch!“

Verwirrt fragte der Mönch:

„Ja, aber warum sollte da ein Loch sein?“

Nein, da war kein Loch. Nur der Gekreuzigte schlief nun tief im Jenseits, dorthin, wo nun auch Miguel de Santiago endlich heimkehren konnte.

Nachdem das Paar Quito verlassen und einige historische Orte in Ecuador bis Kolumbien besucht hatte, holten sie ihren Liebling in Bogotá ab und flogen zurück nach Deutschland.

„Das ist wie bei der Ziehung der Lottozahlen. Kein wirklicher Zufall. Auch, dass Violetta heil aus La Paz zurückkehren konnte. Miguel de Santiago, oder Bernd oder Waldemar oder wie immer er hieß, war vom Erdboden verschwunden.”

Erika schaute ihren Sohn mit größter Herzenswärme an.

"Er war damals schon alt und ist sicher längst nicht mehr am Leben, geschweige denn, dass er etwas der Nachwelt überlassen hat."

„Nicht ganz!“, sagte Miguel und schaute verlegen in die betretenen Gesichter.

“Den ganzen Auftrag eben? Das Zepter weiterreichen, das hast du nicht erwähnt, Mama.”

“Für diesen schmerzhaften Ton war ich taub. Ich hätte sonst mein Leben anders geführt.”

Wir befinden uns jetzt wieder vollends am Plauer See, bei heißer Schokolade, den Krähen, dem warmen Frühherbst und den fragenden Blicken der drei Eltern.

„Ich weiß, Mama, Papa und Mama, ihr werdet es leugnen, aber ich habe recherchiert, heimlich und tief."

Irgendwo im Hintergrund, weit über dem See, wo einst Theodor Fontane seine Hymnen auf die Mark Brandenburg schrieb, war ein Schuss zu hören: Tontauben.

Dieser betraf aber diesseits niemanden, waren sie der Realität doch so greifbar nahe gekommen.

"Das Paar, welches mich in Quito ausgesetzt hat, ließ sich ermitteln. Der Vater, ein Deutscher namens Waldemar Bernd, und die Mutter Zaona aus dem Amazonas."

Drei Augenpaare fixierten Violetta, die stotternd begann:
„Als ich dort war. So dunkel. Da hörte, sah ich nichts mehr. Nur eine leise Stimme sprach aus dem Stein. Diesen undeutlichen Auftrag habe ich erst viele Jahre im Kloster verstanden. Ich handelte intuitiv. Ich konnte doch nicht ahnen, dass die Geschichte nie endet."

Stille.

Violetta zu Erika:
„Miguel de Santiago und sein alter Ego wollten die Unsterblichkeit überwinden und heimkehren."

„Ja“, sagte Miguel Angelo, „jeder Mensch braucht eine Heimat.“

Drei schweigende Münder.

Kein Schweigen aus Not, keine Leere, nur das tiefe Gefühl einer raumfüllenden Ganzheit.
Der aufziehende Nebel über dem See war keine Verschleierung, keine Täuschung.

Er war der Vorhang, der fiel und die Insel Kiehnwerder verhüllen wollte.

Der heilige Moment, bevor der Applaus losbricht und alle Beteiligten sich begeistert in der Realität wiederfinden.

Jetzt war es Robert Müller, der ein sinnvolles Resümee ziehen konnte:
„Ja, das Geborgensein in der Gewissheit, dass man am Ende immer dort ankommt, wo man angefangen hat.“

Violetta lächelte glücklich. Sie war dankbar und froh, ihm damals ein Ohr geschenkt zu haben.

„Mama?“

Sie sah ihren Sohn an.

„Ja?“

„Hast du damals Angst gehabt?“

Violetta überlegte lange.

„Ja.“

„Im Berg?”

„Nein.“

Miguel wartete. „Vor dem Berg.“

Er lächelte.

„Und jetzt?“

Violetta sah auf den See.

„Jetzt habe ich vor dem See Angst.“

„Warum?“

„Weil er nichts erklärt.“

Miguel lachte leise.

Auch Erika musste lächeln.

Robert stand auf und blickte über den See mit seinem schwindenden Panorama.

Dann drehte er sich zu Violetta, legte ihr eine Hand auf die Schulter und sagte:

„Das ist vermutlich das Beste, was man über einen See sagen kann.“

tredition

© 2026 hwmueller
Website: hwmueller.eu
Herausgegeben von: brokalhaus, brokalhaus.de

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH,
Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Hartwig Müller, Schönleinstraße 8, 10967 Berlin, Germany .

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@brokalhaus.de

Der Verschwinder



hwmueller/Der Verschwinder/©brokalhaus

Ein Mann verschwindet.
Ein Finger bleibt zurück.
Eine Spur führt von Brandenburg bis in die Tiefen eines Berges in Bolivien.
Bernd, Waldemar, Miguel de Santiago – drei Namen, ein Geheimnis. Zwischen Kunst, Liebe, Religion und der Suche nach Unsterblichkeit verschwimmen die Grenzen von Identität, Zeit und Wirklichkeit.
Was war der Auftrag?
Und was bedeutet es, wenn Verschwinden zur Heimkehr wird?

Eine surreal-poetische Tragödie über Identität, Schöpfung, Liebe und das Geheimnis des Verschwindens.

© 2026 hwmueller

15 €

9 783567 033926